Drei Freunde.

Roman

von

P. J. Wilcken.

Zweiter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.

1861.

Drei Freunde.

Zweiter Band.

Drei Freunde.

Roman

von

P. J. Wilcken.

Zweiter Band.

Hannover.

Carl Rümpler.

1861.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Wie gewöhnlich versammelten sich am folgenden Tage die Freunde an ihrem, ihnen liebgewordenen Plätzchen im Rathskeller und Martin Gerber nahm seine Erzählung in Folgendem wieder auf: —

— Nach einer, wenn auch nur achttägigen Abwesenheit aus einem Geschäfte von solcher Dimension, wie das, meiner Führung anvertraute gegenwärtig hatte, giebt es immer eine Menge Anfragen, Briefe und Papiere zu erledigen, und solche Arbeiten nahmen mich, den Uebermüden, für den Rest dieses Tages so sehr in Anspruch, daß ich weder daran denken konnte, meine holde Anna zu besuchen, noch mich persönlich nach dem Befinden Ephraims umzusehen. Zu letzterem sandte ich indeß Ostrowski, der mit der Botschaft zurückkam, der Kranke schlummere und der Arzt habe freilich einen complicirten Armbruch constatirt, übrigens, bei gehöriger Ruhe und Pflege, eine völlige Heilung in Aussicht gestellt. Fräulein Judith sandte mir daneben herzliche Grüße und ließ sagen, es stehe leider ein langwieriges Krankenlager für ihren Vater in Aussicht und sie rechne darauf, mich bald bei sich zu

sehen, da sie sich nach meinem Rath und meinem Beistand sehne.

Gregor fand sich noch auf ein Stündchen bei mir ein und wir besprachen die Vorfälle des Tages, wobei er, wie ich schon früher andeutete, auf die Scene mit den Judenmädchen in meinem Zimmer zurückkam.

Der immer geistreiche Freund faßte die Erscheinungen, die sich uns gezeigt hatten, sogleich vom ethischen Gesichtspunkte auf und erörterte die Frage, ob ein leidenschaftliches Weib oder ein stilles, gleichgültiges, lethargisches den Vorzug verdiene.

Wir hatten allerdings die Leidenschaftlichkeit bei einem von der Natur vortrefflich ausgestatteten jungen Mädchen, bei Judith Ephraim, in einer Weise hervortreten sehen, die sie unschön, ja, weit mehr als das, in meinen Augen schreckhaft, in denen Gregors lächerlich machte. Dennoch behauptete dieser, daß er die Heftigkeit der Empfindung nicht so schlimm finde, als ein kaltes, theilnahmloses Wesen.

„Letzteres," sagte er, „kann einen Mann vollends zur Verzweiflung bringen. Des Mannes Beruf ist, im äußeren Leben zu wirken, sich zu tummeln, zu schaffen, zu arbeiten. Er stößt an manche rauhe Ecke, die ihn verletzt und verwundet und dann sucht er Heilung oder Linderung daheim; — sein kaltes Weib hat keine Empfindung für sein Leid und gewährt ihm nicht, was er sucht; er denkt und sinnt für seines

Hauses Wohl und lechzt nach Mittheilung an vertrauter Brust; nur seinem Weibe darf er sicher anvertrauen, was ihn bewegt und sie versteht ihn nicht! Das macht ihn muthlos, bricht ihm die Kraft des kühnen Aufschwungs, läßt ihn gleichgültig werden, verdrießlich; — „es ist nicht der Mühe werth" denkt er, „dich viel zu quälen, denn Dank und Anerkennung findest du ja doch nicht bei derjenigen, wo sie dir zum schönsten Lohn gereichen würden." Oder der Mann enthusiasmirt sich für eine schöne, edle Sache, für Künste, Wissenschaften, was es sein mag: — sein Weib sieht gleichmüthig darein und gähnt vielleicht, wenn er im reinsten Feuer der Begeisterung glüht! — Nein, ein solches Weib könnte mich rasend machen. Und wenn sie schön wäre, wie Aphrodite, ich würde nur ein verhunztes Götterbild in ihr erblicken, denn ohne Seele, Leben und Bewegung ist mir die Schöpfung Nichts, als Masse, die man ein paar Mal wohlgefällig anschauen, aber niemals lieben kann. Im Gegentheil, es überkommt Einen das Gefühl jenes Mangels und man wird doppelt verstimmt, man wird von einem feindseligen Gedanken überrascht, von der vorwurfsvollen Frage, warum dieser Mangel, warum die unvollendete Harmonie? Wer trägt die Schuld? Und siehe, da trägt sich gar zu leicht der Vorwurf auf den Gegenstand selbst über und man gelangt dahin, ihn zu hassen oder zu verachten, weil er sich selbst so un-

vollendet ließ und sich in diesem halben, unfertigen Zustande begnügte. Wir rechnen es ihm zum Verbrechen, daß er an sich ein Meisterstück verderben ließ."

„Es ist ja die Sehnsucht" fuhr Gregor, hitziger werdend, fort, „welche durch die Kunstgestalten aller Meister der alten und neuen Welt geht, ihren Schöpfungen annähernd Leben einzuflößen und ein jedes Gemälde, jedes Bildwerk des Meisters soll eine Idee, eine Stimmung, Handlung, Bewegung aussprechen; sonst ist es verfehlt. Wie viel mehr ein schönes, lebendes Menschenbild, dem dennoch die Seele fehlt. Konnte doch Pygmalion es erreichen, daß sein herrliches Gebild aus Elfenbein, die göttergleiche Jungfrau, durch die Vermittelung der Liebesgöttin selbst zum Leben erwachte und der Mann, der ein schönes, aber gleichgültiges Weib sein eigen nennt, soll es ertragen, daß seine warme Liebe es nicht erwärmen kann, daß sie apathisch neben ihm herschreitet, ißt, trinkt, schläft, und Alles ganz mechanisch, und kein höherer Funke das schöne Bild erzittern macht. O, dergleichen Weiber giebt es gar zu viele und mancher Mann trägt seine schwere Last an ihnen. Sie thun ihm Nichts, sie sind sanft und freundlich, sagen gleichmüthig zu Allem ja! und die Welt preis't sie als Muster ihrer Art und doch! doch lähmen sie seinen Geist mit dem Alpdrucke ihres Wesens. Entweder er wird, gleich ihnen, matt und kraftlos oder er reißt

sich von ihnen, flieht ihre Gegenwart, sucht in anderen, weniger legitimen Kreisen Ersatz für das, was ihm im eigenen Hause abgeht und in beiden Fällen ist das Resumé ein tief beklagenswerthes."

„Du ereiferst Dich ja" unterbrach ich Gregor, „als habest Du selbst schon Erfahrungen in dieser Weise gemacht!"

„Blicke nur ein wenig tiefer in die Familien," rief er, „gewöhne Dich, die Erscheinungen in der täglichen Welt, die vor Deinen Augen vorübergehen, auf ihre inneren Gründe zurückzuführen, so wird Dir Manches natürlich werden, was vom allgemeinen Urtheile ganz verkehrt gerichtet wird. Die Frau wirkt in civilisirten Staaten, activ oder passiv, weit mehr, als man gewöhnlich annimmt. Sie wirkt hauptsächlich auf die Stimmungen des Mannes und das Handeln wird bekanntlich, trotz aller Philosophie und Grundsätze, in unendlich vielen Fällen, bewußt oder noch weit öfter unbewußt, durch Stimmungen bedingt. Eigenthümlich ist es, daß die Frau in den Mittelständen am wenigsten in der Beziehung, von der wir reden, in Betracht kommt. Der feingebildete Mann verlangt von seiner Frau Eingehen auf seine Ideen, wie ich das vorhin schon ausführte; der Mann der untersten Schichten wird von seiner Frau geleitet, die gewöhnlich seine Kassenverwalterin ist, alle wichtigen Besorgungen und

Gänge übernehmen muß und so zu sagen, das intellectuelle Departement verwaltet, während er seine Tagesarbeit nach festem Schema verrichtet und dafür im Hause seine warme Stube und satt Essen und Trinken verlangt. Ist die Frau ihrer Aufgabe gewachsen, so geht in der Regel Alles gut und ein vorher schon verwilderter Mann gewöhnt sich an die kleinen Freuden des eigenen Heerdes; versteht die Frau ihre Pflicht nicht, so geht in den meisten Fällen Alles drunter und drüber. Im Mittelstande dagegen hat der Mann schon mehr Selbstständigkeit und überläßt der Frau nicht Alles außer seiner eigentlichen Arbeit; sie hat also schon an sich nicht soviel Einfluß und steht viel mehr unter seiner Autorität, sie muß in allen Angelegenheiten schon mehr um seinen Rath und seine Einwilligung fragen, was dem geringen Manne nur unbequem sein würde. Der Mann aus dem Mittelstande, — ich meine den gewöhnlichen Handwerker, den kleinen Kaufmann und dergleichen Leute, — macht aber wiederum keine geistigen Ansprüche an seine Frau, wie der Vornehme und Gebildete, weil er selbst keine großen geistigen Bedürfnisse hat und die wenigen, die in ihm auftauchen, leicht durch die Zeitung, das Wochenblatt und einen Besuch im Club oder im Theater befriedigt werden. — Es sind dies Erfahrungen, lieber Gerber, die ich mir mit Vorliebe durch sorgfältiges Beobachten erworben habe, und Du darfst

mir glauben, daß ein solches Studium nicht zu den am wenigsten interessanten gehört:"

„Nun ja" erwiederte ich, „das mag wohl sein. Du hast aber eigentlich nur von den kalten Weibern, wie Du sie nennst, gesprochen. Glaubst Du denn, daß mit den leidenschaftlichen besser auszukommen ist? Mir däucht, die schöne Judith in ihrer Extase oder gar die Signora Brandolfo, von der ich Dir erzählt habe, sind gerade keine sehr empfehlenswerthen Muster?"

„Was die letztere betrifft," sagte Gregor, „so dürfen wir sie wohl füglich ganz aus unserer Berechnung lassen, denn einmal ist sie ein gänzlich versunkenes Frauenzimmer und von solchen spreche ich hier nicht, und dann ist es eine ganz specielle Leidenschaft, die sie vor allen übrigen beherrscht, die Eifersucht, eine Idiosynkrasie, welche schon in's Bereich der psychologischen Krankenlehre gehört. Wir sprechen nur von leidenschaftlichen Frauen im Allgemeinen und da ist es denn zuerst ganz ohne Frage, daß sie am interessantesten sind. Ist der Mann ein Schwachkopf oder Gimpel, so ist es nicht der Mühe werth, zu untersuchen, welche Art Frau am Besten für ihn paßt. Die langweilige wird ihm genügen, die leidenschaftliche ihn cujoniren und ihn unter den Pantoffel bringen, wie er es verdient. Für den intelligenten Mann dagegen, für den Mann von Geist und Charakter, ist das leidenschaftliche Weib eine schöne Studie, eine Aufgabe,

deren glückliche Lösung ein würdiges Ziel seines Strebens bietet. Von aller jener ermattenden, tödtlichen Langweiligkeit, die ich vorhin schilderte, ist bei ihr nicht die Rede, die Elemente zum Schaffen sind in ihr vorhanden. Wo kein Feuer, keine Wärme, kein Metall ist, und sei es auch noch so spröde, da kann ich nicht daran denken, ein Meisterwerk zu formen; wo aber alles Das noch vorhanden, bedarf es nur der geschickten und vorsichtigen, bald streng, bald milde arbeitenden Hand des Künstlers, um das schöne Götterbild darzustellen. Sieh, Gerber, die Natur in ihren Grundstoffen enthält jene Elemente; sie sind, wie wir sie vorfinden, roh und ungebändigt, aber wir ahnen bei ihrem Anblick schon, daß sich Herrliches aus ihnen schaffen läßt. Welch' ein Triumph, wenn uns das Werk gelingt, welche hohe, seelenbefriedigende Arbeit schon, an diesem Werke zu schaffen. An einer kräftigen, mit wahrer, wenn auch noch ungeordneter Befähigung ausgestatteten Menschenseele mit Liebe und Ausdauer, mit Geduld und klugem Sinne zu bessern, zu vervollkommnen, welch' ein süßer Genuß! — Nur Eines bedarf es dabei und wie leicht es freilich ausgesprochen ist, des Schwersten: der festen Ueberzeugung nämlich, daß es gelingen wird und muß. Leidenschaftlichkeit ist an sich ein krankhafter Zustand, für den sich jedenfalls Palliative, wenn nicht Radicalmittel finden lassen, obgleich die letzteren gar nicht einmal nöthig sind, denn

es kommt ja nicht darauf an, sie ganz zu tödten oder zu vertreiben, sondern nur, sie auf die Grenzen des Wohlanständigen und Schönen zu beschränken. Innerhalb dieser Grenzen nenne ich sie nicht eine Schwäche, einen Fehler, sondern vielmehr eine liebenswürdige, anregende Tugend. Glaube mir, diese Judith, die heute auf uns Beide so verschiedene, aber keineswegs sehr günstige Eindrücke gemacht hat, wird nach Jahren unter der sicheren Leitung des Rabbi Levi, den ich ganz für den rechten Mann dazu halte, eine bescheidene Frau und eine liebenswerthe Matrone werden. Wohl gestehe ich, daß solche Frauen eben einer solchen starken, sicheren Hand bedürfen, um sie vor gefährlichen Exaltationen zu behüten; ich behaupte aber geradezu, daß sie vermöge des ihnen innewohnenden starken und kühnen Geistes im Ganzen viel seltener der Verführung und dem Laster anheimfallen, als jene apathischen und gleichgültigen Seelen, die sich schon aus purer Bequemlichkeit weit leichter der Führung auch eines Elenden überlassen. Achte einmal genau darauf im Leben und Du wirst meinen, auf den ersten Blick paradox scheinenden Satz bestätigt finden. Ueberhaupt geschehen im Leben weit, weit mehr Verbrechen, seien sie activer oder passiver Natur, aus Bequemlichkeit, Schwäche, Sichgehenlassen, Leichtsinn und Sorglosigkeit, welche letztere wieder nur Kinder apathischer Gedankenfaulheit sind, als aus übersprudelnder Kraft und Erregtheit in

heftigen Momenten. Die Akten der Criminal- und Polizeigerichte liefern dafür interessante Belege und es kommt für den Psychologen außerdem noch die Frage in Betracht, ob die aus Phlegma oder im Affect der Leidenschaft begangenen Verbrechen und Vergehen eine größere Strafbarkeit oder auf der andern Seite einen größeren Anspruch auf Mitleid und Vergebung haben. Die Leidenschaft beugt sich am Ende unter der bändigenden Gewalt und es ist ein Unglück für sie, wo ihr diese fehlt; die Indolenz aber ist in den meisten Fällen auf keine Weise zu bezwingen und trägt Moder und Fäulniß in ihrem Schooße."

„Freund!" rief ich nach dieser langen Expectoration, indem ich ihm mein Glas zum Anstoßen hinhielt, wir wollen uns an die goldene Mittelstraße halten. Die Leidenschaft bleibt immer eine wilde Bestie und ich fühle weder den Beruf in mir, Thierbändiger zu werden, als in Fäulniß zu verkommen. Nochmals, ich lobe mir das juste milieu und glaube das gerade genügend und wünschenswerth für einen verständigen Menschen."

„Nur um des Himmelswillen keine Mittelmäßigkeit!" beharrte Gregor, der von seinem Terrain auch kein Härchen breit verlieren wollte. —

Der nächste Tag war für mich ein vielbeschäftigter, unruhiger, wie das nicht anders sein konnte. Mein Buchhalter war dem alten Sprichwort treu geblieben, daß, wo die Katze nicht zu Hause ist, die Mäuse auf

den Bänken tanzen, hatte das Meiste liegen und stehen lassen, wie es eben wollte und war nur darauf bedacht gewesen, sich lustige Tage zu machen, zu flaniren. Er war einer von denjenigen Menschen, die, unter strenger, unausgesetzter Controle die tüchtigsten Arbeiter abgeben, weil sie mit einem hellen Kopfe rasche Auffassungsgabe und leichte, geniale Ausführung verbinden, die aber, selbstständig gelassen, nicht nur unfähig sind, es zu irgend etwas Reellem zu bringen, sondern die ohnfehlbar zu Grunde gehen, weil ihnen Charakter und Grundsätze mangeln, jene geheim wirkenden Mächte, deren Warnungsruf erst Halt und Festigkeit in's Leben bringt. — Ich kam sonach den ganzen Tag nicht aus den Geschäften heraus, und so sehr mein Herz mich drängte, die holde Anna wieder zu sehen, konnte ich doch erst gegen Abend die Zeit ermüssigen, zu ihr zu eilen.

Ich fand im Wesemskoi'schen Hause den Obersten mit seiner Gemahlin und Anna allein, ohne fremden Besuch und ward auf das Herzlichste willkommen geheißen. Gar oft bedarf es nicht vieler Worte, um zu erkennen, ob man gern gesehen ist; der ganze Ton, ein unbestimmtes Etwas sagt es schon von selbst. Ich konnte merken, daß ich schon entbehrt worden war, nicht nur von Anna selbst, sondern auch von ihren Eltern.

Natürlich gab es Allerlei zu erzählen, denn ist

man in einem befreundeten Hause so recht eingebürgert, wie ich es schon in diesem war, so hat jede Kleinigkeit Interesse und es erscheint gewissermaßen selbstverständlich, daß der Hausfreund von allen kleinen Vorkommnissen, von allen kleinen Freuden und Leiden des Tages in Kenntniß gesetzt werden muß. Man erzählt ihm, wer zum Besuche dagewesen, welche Besuche man gemacht, wovon vornehmlich die Rede gewesen und was dergleichen unschuldige Notizen mehr sind.

Dann kam die Reihe an mich zu erzählen, und ich schilderte meinen Aufenthalt bei Terbutscheff, wobei ich natürlich nicht unterließ, um Anna ein wenig zu necken, die Liebenswürdigkeit der Töchter in ein übertrieben vortheilhaftes Licht zu setzen; ich ersparte ihr nicht die Schilderung der Augen, Haare, Nasen und des Mundes aller acht Grazien, beschrieb mit Pünktlichkeit ihre Toiletten und lobte ganz besonders ihre Fertigkeit im Walzer, Polka und Masurka. Solche kleine Bosheiten kennt ein Jeder, der einen glücklichen Brautstand durchgemacht hat und ich kann sie einem Jeden, der erst in denselben eintritt, als äußerst praktisch empfehlen. Es ist gar zu allerliebst, das leise Schmollen, die mehr oder weniger ernstliche Besorgniß und Beängstigung in den Mienen der Geliebten zu beobachten, die treuherzige Frage in ihrem Blicke, ob man ihrer denn über die Andere vergessen habe, das

wechselnde Carmin auf dem lieblichen Gesichtchen und das ungleiche Wallen der beklemmten Brust. Aber der eigentliche Zweck, das reizende Ziel der schelmischen Kriegslist ist endlich doch die Versicherung, daß alle Schönheit, aller Reiz und alle Lieblichkeit, die man gefunden und geschildert habe, doch gar Nichts seien im Vergleich mit ihr, der Erwählten, und daß man alle Pracht der Welt und alle Schätze der Erde hinzugeben bereit sei, für sie, die Einzige. Daß eine solche glänzende Schlußerklärung zur Entgegennahme des zärtlichsten Dankes berechtigt, versteht sich von selbst, und wie ich noch jetzt an jene „schöne Zeit der ersten Liebe" mit inniger Freude zurückdenke, so empfehle ich, wie gesagt, allen meinen jungen Freunden, welche dieses Stadium erst betreten haben, bei vorkommender Gelegenheit eine gleiche Tactik.

Doch, Scherz bei Seite! — Ich mußte ferner von meiner Reise berichten, sagen, daß ich Gregor wieder mitgebracht habe, — wobei der Oberst sogleich wieder schmunzelnd an seine nun auf's Neue recht complete Whistpartie dachte, — und endlich konnte ich nicht umhin, auch jenes schändlichen Ueberfalles zu gedenken, dessen Opfer die armen Juden gewesen waren.

Der Oberst war ein friedliebender Mann, im guten Sinne des Wortes, und konnte Nichts weniger leiden, als wenn durch Soldaten Excesse hervorgerufen wurden, wenn sie darin verwickelt waren oder wenn

überhaupt ein Eclat stattfand. Vielleicht war es eine geistige Bequemlichkeit, die ihn alles Ungewöhnliche, Ueberraschende, Neue, Aufregende fürchten und vermeiden und ihn am liebsten sehen ließ, wenn Alles seinen gewohnten, ruhigen und ebenen Weg ging. Ganz jenen feurigen Charakteren entgegen, die in jedem außerordentlichen Vorfalle eine willkommene Gelegenheit zur Anspannung ihrer Thätigkeit erblicken, scheute er ängstlich davor zurück. Aus dieser Eigenheit ergab sich denn auch sehr natürlich, daß ihm meine Mittheilung keineswegs angenehm war, und als ich auf sein weiteres Befragen nicht leugnen konnte, daß die betreffenden Soldaten die Nummer seines eigenen Regiments getragen, ward der sonst so ruhige Mann so aufgeregt, daß er sogar zum Schrecken Anna's und der Oberstin heftig mit dem Fuße stampfte und mit der linken Hand höchst unvorsichtig durch seinen prächtig coiffirten Backenbart fuhr. Es war dieses jedesmal das Zeichen seiner allergrößesten Alteration und seine Untergebenen kannten das Zeichen ganz genau. Der an sich gutmüthige und milde Offizier konnte nur dann in den Fall kommen, einmal eine sehr harte und vielleicht übermäßige Strafe zu dictiren, wenn der Zorn ihn soweit hingerissen hatte, daß er selbst seines eigenen Bartes nicht mehr schonte und mit eigner Hand in seine Schatten griff.

Mein Oberst starrte einige Minuten wie geistes-

abwesend vor sich hin und aus seiner Brust ließ sich ein sonderbarer, halb ächzender, halb grunzender Ton vernehmen. Bei einem andern Menschen hätte er vielleicht wie ein schmerzliches Ach! geklungen. Darauf besann der gekränkte Mann sich und fragte nochmals:

„Also Rasumoff ist dazwischen gewesen?"

Ich hütete mich wohl, irgend Verdachtsgründe, ja nur die leiseste Idee von Verdacht wider den Adjutanten vorzubringen, da dieselben rein subjectiver Natur waren und begnügte mich demnach mit der einfachen Wiederholung der Thatsachen, nach welchen Rasumoff als Ruhestifter und Retter in der Noth erschienen war. Selbst den Umstand, daß er dem Wirthe die Liquidation des angerichteten Schadens versprochen hatte, glaubte ich, als nicht eigentlich zur Sache gehörig, verschweigen zu dürfen. Der Oberst kam mit seinem nicht eben glänzenden, aber doch natürlichen Menschenverstande meiner stillen Ansicht von der Sache ziemlich nahe, indem er murmelte:

„Unbegreiflich! Er hat mir gar Nichts davon gemeldet! Alles ist ganz hinter meinem Rücken abgemacht, wie es scheint. Ich habe keine Klage, Nichts erfahren und muß erst durch Sie, eine Civilperson, in Kenntniß gesetzt werden, was in meinem eigenen Regimente geschieht. Der Adjutant soll, muß Alles wissen und mir Rapport machen und bei dieser Affaire ist er gar selbst eingeschritten! Und doch keinen Rapport.

Hm, hm! Herr von Rasumoff muß Etwas dabei haben. Er scheint mir überhaupt seit einiger Zeit nachlässiger zu werden, und wenn er Etwas versehen oder vergessen hat, will er es hernach durch Eigenmächtigkeiten wieder gut machen. War er denn kürzlich bei Dir, Eudoxia?"

Die Oberstin versicherte, daß sie den Adjutanten seit mehreren Tagen nicht gesehen habe, außer, wenn er Morgens in Dienstangelegenheiten im Hause aus- und eingegangen sei.

„Hm!" nahm der Oberst wieder das Wort und jener unheimliche Ton drang wieder aus seiner Brust hervor, — „ich wollte Viel darum geben, wenn ich den Rasumoff einmal mit gutem Schick vom Halse los werden könnte. Ich habe ihm doch im Laufe der Zeit zu viel Rechte und Selbstständigkeit eingeräumt, und was ich ihm nicht eingeräumt habe, hat er sich nach und nach genommen — angemaßt, könnte ich wohl besser sagen. Jetzt ist es schwer, wieder davon zu kommen und zu beschränken, was man einmal freigegeben hat. Als junger Offizier raisonnirte ich selbst darüber, — nun habe ich es an mir gründlich erfahren: es thut niemals gut, wenn man einen und denselben Adjutanten zu lange behält. Er nistet sich zuletzt förmlich ein und wächst Einem über den Kopf; er denkt zuletzt selbst Commandirender zu sein, während er nur auszurichten hat, was sein Vorgesetzter befiehlt."

„Klagen Sie sich wenigstens nicht an, Herr Oberst,"

sagte ich begütigend, „es geht mehr Leuten so wie Ihnen. Wie viele Commandeure habe ich doch gekannt und kenne ich noch, die, mehr als Sie, zum Spielzeug in der Hand ihrer Adjutanteu geworden sind. Ja," fügte ich lachend hinzu, „Sie haben in dieser Beziehung die höchsten Beispiele als Vorgänger und Entschuldigung zugleich. Sehen Sie auf so viele Fürsten in Europa, welche ganz abhängig sind von ihren Adjutanten, mögen diese nun Minister, Räthe, Generale oder Flügel=Adjutanten heißen. Ja, Herr Oberst, ich kenne Adjutanten, die noch weit schlimmer sind und doch so manchen Staat regieren, schlimmer, weil sie auf einem Terrain arbeiten, das von Natur und Sitte ihnen streng verschlossen bleiben sollte. Ich meine die Adjutanten im Unterrocke, — verzeihen Sie, meine Damen — welche sich erkühnen, durch den Posten, den sie in vertraulicher Nähe des Herrschers einnehmen, Politik zu machen, eine Politik der Willkür und der Laune. Das, dünkt mich, ist noch schlimmer als ein arroganter Adjutant beim Regiment."

„O, o!" grunzte der Oberst und drohte mir halb im Scherz, halb aber doch auch mit einem Anflug ängstlichen Ernstes mit dem Finger, — „nehmen Sie sich in Acht! Sie sind hier in Rußland und bei uns darf man so leichtfertig von der hohen Politik nicht sprechen. Und was Ihren Ausfall gegen die weibliche Politik betrifft, so kommen Sie bei uns schön an. Ein=

mal läßt sich unser allergnädigster Czaar Nicolaus gewiß nicht durch die Frauen bestimmen oder leiten — —"

Ich unterbrach ihn etwas unhöflich mit der raschen Frage: „Meinen der Herr Oberst, daß die Gemahlin Sr. Majestät ganz ohne Einfluß ist?"

„Hm, hm!" meinte der brave Offizier. „Einfluß hin, Einfluß her, unser Czaar ist ein großer Mann und hat einen eigenen und festen Willen. Außerdem," fuhr er rasch fort, um einer directen Antwort auf meinenet was indiscreten Einwurf zu entgehen, — „außerdem hat sich unser großes Reich unter der weisen Herrschaft unserer Czaarinnen stets sehr wohl und stark gefühlt und wir haben demnach am wenigsten Grund, uns über weibliches Regiment zu beklagen."

Sehr wohl merkte ich, daß er als Russe absichtlich unser eigentliches Thema verrückte, und daß auch er zu jenen selbstzufriedenen und auf alle Fälle klügsten Staatsbürgern gehörte, welche sich an ihrem beschränkten Unterthanenverstande genügen lassen und Alles bewundern, was von Oben herabkommt. In der That, wer sich auf einen solchen Standpunkt zu stellen vermag, fährt am glücklichsten dabei und entgeht vielen Plackereien und Verdächtigungen; leider ist diese Beschränkung auf den engen Gesichtskreis nicht Jedermanns Sache und deshalb giebt es auch in Rußland Leute, die im Stillen sich unsäglich unbehaglich fühlen.

Für's Erste hatte ich meinen Zweck erreicht, den

Alten auf andere Gedanken zu bringen, und da er im Ernst überzeugt war, durch seine glänzende Beweisführung mich glänzend besiegt zu haben, so ward er wieder ganz freundlich und schlug sogar vor, meine Rückkunft nach Kiew durch ein Glas Punsch zu feiern. Anna war flink bei der Hand, das Nöthige herbeizuschaffen, und während sie zu dem Ende ab und zu ging, folgte ihr der Papa mit den Blicken, in denen sich Wohlgefallen und Zärtlichkeit mischten und mir zunickend meinte er:

„'S ist doch ein schmuckes, nettes Mädel, die Anna. Viel zu gut für diesen — diesen — Adjutanten. Hm, es findet sich wohl noch ein Anderer, Besserer für sie. He? Was meinen Sie, Freundchen?"

Es versteht sich, daß ich mir die Gelegenheit nicht entschlüpfen ließ, in gleich verblümter Weise zu antworten, obwohl ich sehr wohl wußte, daß er in diesem Augenblicke nicht an mich, sondern nur an Rasumoff dachte, und ich muß der Oberstin der Wahrheit gemäß nachsagen, daß sie mich redlich unterstützte und den Scherz, den ihr Herr Gemahl nach seiner Meinung ganz unschuldig auf's Tapet gebracht hatte, in ein Stadium hinüberspielte, das accurat wie Ernst aussah.

Auf des Obersten Laune eingehend, nannte ich also die erröthende Anna ganz unbefangen mein kleines Bräutchen und der Alte, dem ganz behaglich und warm um's Herz wurde, wozu allerdings auch der sehr schöne

Punsch ein klein Wenig beitragen mochte, stieß sogar mit mir auf unser Wohlergehen an. Wir Conspirirten erkannten klar, daß wir heute noch nicht mit der vollen Wahrheit herausrücken, daß wir den Obersten mit unseren ernsten Absichten und Wünschen nicht so unvorbereitet überfallen durften: — möglicher Weise hätten wir dadurch das ganze Spiel verdorben. Er war noch zu sehr in Rasumoff's Banden, und wenn er auch schon stark anfing, denselben unangenehm zu finden, so war er doch noch lange nicht vorbereitet und entschlossen, ihn geradezu aufzugeben. Uns galt es vorerst, ihn in die neue, in unsere Situation, ohne daß er sich darüber genaue Rechenschaft gab, hineinzugewöhnen, sie ihm lieb, traulich und zuletzt unentbehrlich zu machen. Er gestand selbst, daß er ein so gemüthliches Zusammenleben mit seiner Familie in vielen, vielen Jahren nicht gehabt hätte und meinte, als an diesem Abend die Zeit der Trennung herangerückt war, ich möchte doch recht oft mich abmüssigen, um auf diese Art die langen Abende mit ihnen zu verleben.

„Ach," sagte er, als er sich ziemlich schwer aus seinem Stuhle erhob und mir kräftig die Hand drückte, „ach, könnte es doch immer so sein. Mit Ihnen, junger Mann, mag ich verkehren. Sie wissen sich auch in die Weise älterer Leute zu schicken und haben etwas Solides. Ach, wenn die Verhältnisse nicht wären, die verdammten Verhältnisse, dann wollt' ich Ihnen schon ein Wört-

chen in's Ohr sagen! — Na, kommen Sie nur bald, recht bald wieder und heute können Sie auch meinetwegen der Anna einen Kuß zum Abschied geben, weil Sie doch einmal ein paar Stunden lang ihr Bräutigam gewesen sind. Mama, ich denke, das können wir wohl erlauben: einen Kuß in Ehren kann Niemand wehren. Komm her, Mama, und gieb mir auch einmal einen. Ist doch lange nicht passirt und ich fühle mich heute so recht wohl, recht gemüthlich. Hm, hm, hm!"

Anna und ich hatten uns die Aufforderung des lieben Papa nicht zwei Mal sagen lassen und mochten bei der Ausführung unseres süßen Geschäftes wohl etwas lange weilen. Der Alte deutete aber unser nicht recht enden wollendes tête-à-tête anders und meinte, sein Töchterchen weigere sich, der väterlichen Autorität zu gehorchen.

„Ich glaube gar," rief er lachend, „das Närrchen ziert sich. Na, wenn ich Dir's erlaube oder sogar befehle, Kind, so kannst Du es nur dreist riskiren. Flink, einen Kuß und einen ordentlichen und damit Basta!"

Daß ein herzhafter Kuß als Schluß einer längeren Reihe leiser, verstohlener erfolgte, versteht sich von selbst und der Papa war seelenvergnügt, rieb sich die Hände und sagte:

„So ist's recht, das mag ich leiden. Was man thut, muß man ordentlich thun, nicht wahr, Herr

Gerber? Na nun, Kinder, wollen wir zu Bette gehen. Auf Wiedersehen also und gute Nacht allerseits!"

Damit nahm er ein Licht und entfernte sich. Um keine Aufmerksamkeit zu erregen, hielt ich mich auch nicht lange mehr auf, doch zuvor dankten wir noch der Mutter für den gütigen Vorschub, den sie uns geleistet hatte. Ich versprach, am folgenden Tage jedenfalls einmal vorzusprechen, und Anna begleitete mich freudestrahlend bis in's Vorzimmer. Wir trennten uns, — nun, wie ein paar Verliebte sich immer trennen. Sie können nie ein Ende finden und Mama, die ungeduldig zu werden begann, fing schon an zu husten, welches Signal mich denn endlich richtig von dannen trieb.

Ob Anna und ich, wie uns der Oberst gewünscht, eine gute Nacht hatten? O was haben Liebende nach einem so glücklich zusammen verlebten Abende nicht Alles zu denken und zu träumen. Mit süßem Behagen vergegenwärtigen sie sich wieder und immer wieder jede Minute, jedes Wort und jeden Blick und wenn sie an der Erinnerung an das wirklich Erlebte schon sich selig berauschen, so sind die Bilder noch schöner, noch herrlicher, welche die Hoffnung aus diesen Erinnerungen entwickelt und welche die Zukunft in noch glänzendere Farben hinstellen. Das ist es ja eben, daß der Liebesfrühling in der Verheißung seine höchste Wonne findet. Das Errungene, Fertige entbehrt schon

dieses unbestimmten, süßen Zaubers. Mit den heitersten Gedanken und fröhlichem Jugendmuth entschliefen wir — ich und gewiß Anna auch —; goldene Träume umgaukelten unseren Schlummer, und als die Sonne am Morgen in unsere Kammern schien, blickte sie gewiß in vier helle, von Vertrauen strahlende Augen.

Im Laufe des folgenden Tages schickte ich meinen Diener Ostrowski wieder zu Ephraim, um mich nach dessen Befinden erkundigen zu lassen. Ich erhielt eine ziemlich beruhigende Antwort und zugleich ein Billet von der Hand Levi's, das Judith mitgeschickt hatte. Der Rabbiner theilte mir darin mit, daß auch er noch an den Folgen der erlittenen Mißhandlungen leide, obwohl er bereits soweit hergestellt sei, daß er in der Dunkelheit seines Schwiegervaters Haus besucht habe. In Betreff des Letzteren benachrichtigte er mich, daß vorläufig und bis auf Weiteres die regelmäßigen Zusammenkünfte ausgesetzt seien und daß die Thür zum Garten, welche uns als gewöhnlicher Ein- und Ausgang diente und zu welcher ein Jeder von uns einen Schlüssel besaß, gesperrt sein würde. Mein Besuch sei übrigens zu jeder Zeit willkommen, nur möge ich meinen Weg durch das unscheinbare Geschäftslokal Ephraim's nehmen, wo ich stets einen Diener oder Freund des Hauses finden würde, um mich durch den geheimen Gang weiter zu geleiten. Ich ersah daraus, daß die Zahl der Besucher beschränkt werden solle oder

daß man Gründe hatte, eine Auswahl unter denselben zu treffen.

Ostrowski hatte sich, nachdem er mir diesen Brief gegeben, nicht sofort wieder entfernt und ich sah ihm an, daß er noch Etwas auf dem Herzen haben müsse. Als ich ihn darum befragte, kratzte er sich verlegen hinter'm Ohre und sagte:

„Ja, Herr, ich glaube eine sonderbare Entdeckung gemacht zu haben."

„Wie das, Ostrowski? Ist Dir beim Juden etwas Auffallendes begegnet?"

„O nein, beim Juden nicht, aber gestern, gestern Abend im Schenklokale, während der Herr zum Herrn Obersten gegangen waren."

„Nun, Ostrowski, was hast Du denn? Erzähle einmal; es wird wohl so wichtig nicht sein."

„Wie der Herr es nehmen wollen. Ich sah da den alten Unteroffizier Alexei sitzen; der Herr kennen ihn ja."

„Unteroffizier Alexei? Lieber Gott, Ostrowski," sagte ich lachend, „Du muthest mir ein wenig viel zu. Wenn ich alle Unteroffiziere in der Armee des großen Czaaren kennen sollte, müßte ich wahrhaftig ein gutes Gedächtniß haben."

„Verzeihung, Herr," bat der alte Diener, „ich meinte nur; es ist derselbe, der mit dabei war, wissen Sie, neulich, im Dorfe, bei der Judenhetze."

„So? War er dabei? Nun, und was ist es mit ihm?“

Ostrowski hatte die Gewohnheit vieler Leute seines Standes, daß sie sich nicht kurz fassen können, wenn sie einmal etwas Anderes zu sagen haben, als Ja und Nein, und daß sie meinen, die Gegenstände und Personen ihrer kleinen Sphäre seien dem Höherstehenden ebenso bekannt wie ihnen, weil Jene viel klüger als sie seien und also auch wenigstens alles Das wissen müssen, was sie wissen. Fast ungeduldig sagte er also:

„Erinnern sich der Herr denn gar nicht mehr, daß ich, als ich bei dem Wagen stand, mit dem Unteroffizier Alexei gesprochen und ihm von unserem feinen Rum zu trinken gegeben habe. Ich habe es dem Herrn ja gleich darnach erzählt.“

„Ach ja, ich glaube, mich zu erinnern. Aber weiter.“

„Gut; also den Unteroffizier Alexei von des Herrn Obersten Wesemskoi Regiment traf ich gestern Abend bei Schubaloff in der Schenkstube, und da er ein guter alter Bekannter von mir ist und ein guter Kerl und ich gerade Nichts zu versäumen hatte, setzte ich mich zu ihm auf die Ofenbank.“

„Ostrowski, beeile Dich ein bischen und komm zur Sache.“

„Ja, Herr, ja, gleich! Alexei, sag' ich ihm, willst wieder ein Glas von dem feinen Rum? Ich habe

da im kleinen Wandschrank noch ein delikates Probefläschchen! — Nun müssen Sie wissen, Herr, daß der Unteroffizier Alexei durchaus kein Trinker ist, ich meine nur, was man so eigentlich einen Trinker nennt, aber 's ist ein guter Kerl und einen oder ein paar Schnäpse nimmt er doch gern. Du lieber Gott, das gehört einmal zu seinem Stande und zu seinen Gewohnheiten, und wenn die Leute draußen in Schnee und Sturm stehen und exerziren müssen, ist ihnen ein Schluck, der wärmt, auch nicht zu mißgönnen. Die Cognacken sind die wärmsten Jacken! sagt Unteroffizier Alexei immer, wenn er einen Witz machen will. Hehehe, ein recht witziger Kerl, der Unteroffizier Alexei, nicht wahr, Herr?"

„Ostrowski, kommst Du bald zur Sache?"

„Ja, Herr, ja, gleich. Also, Freundchen, sagte der Unteroffizier Alexei, — hehehe! — ich muß noch immer über seinen Witz von den warmen Jacken lachen, — Freundchen, sagt der Unteroffizier Alexei also, als ich ihm ein ordentlich Glas Rum eingeschenkt hatte, hast Du nicht auch ein Bischen zum Kauen dazu, — so ein End' Wurst oder Gurke. Dabei kann man den Rum erst recht vollständig probiren. — Er ist ein guter Kerl, der Unteroffizier Alexei und dabei ein witziger Kerl und darum sagte ich: Na, sagt' ich, dafür kann auch noch Rath werden. Ich weiß, wo Schubaloff seine Siebensachen hat und Dem kommt es gar

nicht darauf an. Schubaloff, sagt' ich, kann ich mir ein paar Gurken holen?"

Ich sah wohl ein, daß ich den geschwätzigen Diener durch Unterbrechungen nur noch weitschweifiger machen würde und doch war mir daran gelegen, zu erfahren, was er eigentlich als Pointe vorzubringen hatte. Es mußte etwas Wichtiges oder Interessantes sein, denn sonst hätte er nicht den breiten, behaglichen, selbstzufriedenen Ton angeschlagen. Somit faßte ich mich in Geduld und ermunterte oder vielmehr beschleunigte ihn nur dann und wann durch ein warnend hingeworfenes: „Ostrowski!"

„Na," fuhr er fort, „das muß ich sagen, was sich der Schubaloff hält, das ist gut; die Gurken waren delikat und das sagte Unteroffizier Alexei auch und wurde bei seinem Rum und bei seinen Gurken, wofür ich ihn natürlich Nichts bezahlen ließ, denn Unteroffzier Alexei ist ein guter Bekannter und ein witziger Kerl, — hehehe, wenn ich an seine warmen Jacken denke, — dabei wurde er, wollt' ich sagen, ganz gemüthlich und gesprächig. Wir wir nun so recht im Gange waren und ich ihm schon das dritte Glas eingeschenkt hatte, — Unteroffizier Alexei ist durchaus kein Trinker, was man so eigentlich einen Trinker nennt, Gott bewahre, aber wenn man Gurken dazu ißt, kann man schon immer Einen mehr vertragen, — na, was ich sagen wollte, da kamen wir auch auf

neulich Abend zu sprechen und er fragte mich, ob ich die Prügelei mit angesehen hätte? Ich sagte, daß ich schon früher fortgefahren wäre, aber von den Damen wollte ich mir Nichts merken lassen, denn Sie haben mir oft gesagt, Herr, Reden ist Silber, aber Schweigen ist Gold. Und deshalb, Herr, mag ich auch gar nicht gern viel sprechen."

„Ostrowski!" rief ich ihm zu und lachte ihm fast in's Gesicht.

„Ja, Herr, was ich sagen wollte, und da erzählte Unteroffizier Alexei, wie seine Leute auf die Juden losgedroschen hätten, aber das sei Alles auf Befehl geschehen. Alles in der Ordnung und ganz nach Befehl."

Nun ward ich allerdings neugierig und rief hastig: „Auf wessen Befehl, Ostrowski?"

„Ja, gleich, Herr, gleich. Sie hören ja, wie kurz ich mich fasse. Sehen Sie, Herr, wenn ich den Unteroffizier Alexei so geradezu gefragt hätte, wie der Herr mich eben, so wette ich tausend Rubel — ach Du mein Gott, wenn ich sie nur hätte! — gegen einen halben Kopeken, daß er aufmerksam geworden wäre und ich weiter Nichts aus ihm herausgebracht hätte. J bewahre, so mußt Du's nicht anfangen, dacht' ich und da that ich, als wenn die Geschichte mir ziemlich gleichgültig sei und mich nur des Spaßes wegen interessire,

wegen der Prügelei, und da holte ich so ganz beiläufig noch ein paar Gurken her und schenkte ihm sein Glas wieder voll. Na, was ich sagen wollte, der Unteroffizier Alexei war nun warm geworden und hatte seine Gedanken einmal auf den Witz mit den Juden „conschentrirt," wie er manchmal sagt, wenn er von seinen Soldaten spricht; so leicht konnte er nicht wieder davon abkommen, das hatte ich mir schon berechnet, als ich ihm das vierte Glas eingoß. Na, und da erzählte er weiter, daß sie auf die Frauenzimmer, die dabei gewesen sein sollten, hätten vigiliren sollen, aber daß sie gar keine gefunden; statt deren wären zwei Herren dazwischen gekommen, die sie nicht gekannt und sie hätten im ersten Augenblicke gar nicht recht gewußt, ob sie Die auch durchprügeln müßten oder ob es vielleicht die Damen gewesen, die die verfluchten Juden im Augenblicke verkleidet oder gar verhext hätten, damit man sie nicht erkennen könne. Und da sei mit einem Male ihr Herr Adjutant gekommen und sei entsetzlich wüthend gewesen, daß die Weiber echappirt gewesen und daß Keiner gewußt habe, wo sie geblieben. Sehen Sie, Herr, da war es doch wohl ganz klug von Ihrem alten Ostrowski gewesen, daß er vorher dem Unteroffizier Alexei nicht gesagt hatte, daß er, gerade er die Frauenzimmerchen in Sicherheit gebracht hat?"

„Ha!" rief ich, „Ostrowski, ich verzeihe Dir alle Deine Weitläufigkeiten und einen Silberrubel sollst

Du noch obendrein haben. Erzähle mir nun aber Alles, was Du noch weißt. Jetzt wird mir die Sache wichtig!" — Ich ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Sollte die Schurkerei so weit getrieben sein?

Ostrowski fuhr geschmeichelt und seelenvergnügt fort: — „Ja, Herr, gleich, ja, gleich. Der Unteroffizier Alexei, — ich hatte ihm wieder sein Glas vollgeschenkt, — erzählte mir weiter, weil die Frauensleute nicht dagewesen, so hätten sie sie natürlich auch nicht fangen und ängstigen und in ein Zimmer sperren können, bis der Herr Adjutant gekommen sein würde, denn so hätte ihre Ordre gelautet. Aber nun hätten sie auch den halben Rubel per Kopf nicht bekommen, der ihnen versprochen sei, und sie hätten von der ganzen Geschichte blos die freie Zeche gehabt. Und die beiden fremden Herren, die der Unteroffizier Alexei aber nicht kannte, hätten mit dem Herrn Adjutanten gesprochen und der habe nachher geflucht und gewettert, daß er gerade Die dort getroffen. Der Unteroffizier Alexei meinte, es müßten gewiß Bekannte des Herrn Adjutanten gewesen sein, oder sonst vornehme Herren, und es habe ihm nicht gepaßt, daß sie hier hinter seine Schliche gekommen wären. Und dann hatte der Adjutant ihn, den Unteroffizier Alexei, noch ganz genau examinirt, woher die fremden Herren gekommen seien, aber er habe Nichts weiter sagen können, als

daß er sie vorher gar nicht gesehen und sie mit einem Male mitten in der Prügelei erschienen seien."

„Also doch Rasumoff!" rief ich tiefathmend. Meine Ahnung bestätigte sich.

„Ja, Herr," nahm Ostrowski ferner das Wort, „ja, Herr, der Herr Adjutant hat Alles so eingerichtet. Die Juden sollten ihre Wichse haben und die Frauen eingesperrt und abgeängstigt werden, bis Herr von Rasumoff als edler Retter in der Noth erschiene. Aber was ich noch sagen wollte, ich fragte den Unteroffizier Alexei auch, ob er zum Herrn Adjutanten von unserem Wagen und von mir gesprochen habe. Na, da lachte aber der Unteroffizier Alexei, — 's ist doch ein witziger Kerl, hehehe! wenn ich noch an seine warmen Jacken denke, — ja, was ich sagen wollte, da lachte er pfiffig und sagte: Ostrowski, Freundchen, hältst Du mich für so dumm? Dein Wagen und Du, Ihr war't einmal aus der Luft und Keiner dachte an Euch; wenn ich nun Etwas davon erwähnt hätte, so wäre das ein langes Examiniren geworden; da hätte er leicht erfahren, daß ich mit Dir von Deinem Rum getrunken und geplaudert statt auf meinen Dienst zu passen; und dann hätte es am Ende geheißen, daß ich auf den Wagen hätte vigiliren sollen und daß die Weiber vielleicht damit durchgebrannt wären und daß Du und ich im Complott miteinander gewesen, was doch beim heiligen Georg gewiß nicht der Fall war,

denn wir Beide sind ja so unschuldig an den Frauenzimmern, wie der keusche Joseph. — Herr, ist das nicht spaßig, der Unteroffizier Alexei hält mich noch immer für ganz dumm und unschuldig? — Und dann, sagte der Unteroffizier Alexei, hätte er am Ende das ganze Donnerwetter seines wüthenden Adjutanten auf den Hals bekommen, und darum habe er von mir und von dem Wagen kein Sterbenswort gesagt."

„Gut," rief ich, als mein Diener endlich schwieg, „gut, Ostrowski; Du hast Deine Sache brav gemacht; hier sind zwei Silberrubel! Doch nun noch Eins. Bleibe dabei und sei verschwiegen wie das Grab. Kommt der Adjutant noch oft in das reservirte Lokal bei Schubaloff?"

„Ja, Herr, fast jeden Abend. Sie treiben die Wirthschaft immer verrückter."

„Hilfst Du Schubaloff noch zuweilen bei der Aufwartung der Herren?"

„Ja, Herr, wenn ich Zeit habe. Schubaloff selbst hat oft so viel in der großen Schenkstube zu thun, daß er kaum abkommen kann und die Herren haben alle Augenblicke Etwas zu commandiren und mögen niemals warten, wenn sie geklingelt haben. Da thue ich meinem Freund Schubaloff denn einen rechten Gefallen, wenn ich zuweilen in die Bucht springe."

„Gut, Ostrowski, das ist mir ganz lieb. Du kannst sogar, wenn ich hier Oben Nichts mehr für Dich zu

thun habe, auch später noch unten sein, weißt Du, wenn die Herren schon ein wenig in's Feuer gerathen sind. Es liegt nicht in meiner Art, Leute aushorchen zu lassen, aber dieser Herr von Rasumoff hat sich gegen meine Freunde, gegen Ephraim, Levi und die Andern, so abscheulich benommen, daß man sich vor ihm hüten und wenn möglich ähnlichen Anschlägen zuvorkommen muß. Ich zweifle gar nicht daran, daß diese sauberen Stückchen zum Theil unter jenen Herren ausgeheckt werden. Alles nun, was Du dort sprechen hörst, wenn Wein und Punsch die Gesellschaft aufgeregt hat und ihr Wort nicht mehr bedenken läßt, geht mich Nichts an und ich schärfe Dir ein, ganz reinen Mund zu halten. Nur auf den Adjutanten will ich, daß Du scharf mit Aug' und Ohr achtest. Sollte er von seinen sauberen Plänen reden oder sonst Etwas vorbringen, was für mich von Wichtigkeit sein könnte, so befehle ich Dir, es mir mitzutheilen. Ich betrachte ihn als meinen speziellen Feind, hörst Du, und wenn er seine krummen Wege geht, so erfordert es mein gutes Recht, daß ich ihm auf denselben nachspüre. Und nun ist es genug. Geh, und behalte Alles, was hier unter uns gesprochen ist, für Dich!" —

Gregor kam um Mittag zu mir und lachte laut auf, als ich ihm den Bericht meines getreuen Ostrowski mittheilte.

„He!" rief er, „ein famoser Gedanke, wie er nur

im Kopfe eines Rasumoff, eines heruntergekommenen Strolches, entstehen konnte. Ja wohl, das sind so rechte Heldenthaten nach seinem und seiner Kumpane Geschmack. Die militairische Autorität, die Disciplin mißbrauchen, mit roher Gewalt über wehrlose Menschen herfallen; Weiber ängstigen und hinterher in der Comödie den deus ex machina spielen, um seine Macht zu zeigen in ihrem majestätischen Glanz. Sprach er nicht vor einiger Zeit bei Ephraim von der Herrlichkeit der militairischen Disciplin in diesem gesegneten Reiche? Mich dünkt, er hat davon eine Probe ablegen wollen. Aecht russisch — oder baschkirisch, sollt' ich lieber sagen. Hahaha! wie wird er sich geärgert haben, als er gesehen, daß ihm die schönste Hälfte seines Planes mißlungen war. Ob er gar keine Ahnung davon hat, daß wir die heiligen Engel waren, die die schöne Judith und Consorten unter ihre Fittige genommen?"

Ich wiederholte, daß ich es nicht glaube und theilte meinem Freunde dann meine Erlebnisse vom vorigen Abend bei Wesemskoi's mit. Der enthusiastische Gregor umarmte mich mit herzlicher Freude und schwur, daß ich dort reussiren müsse. „Revanche für die Judenhetze!" rief er; „der Oberst muß zunächst erfahren, wie sein Adjutant sich gegen das Volk Israel schlägt."

„Gregor, ich möchte nicht gern den Denuncianten machen. Es ist am Ende eine Dienstsache, die mög=

licher Weise für Rasumoff häßliche Folgen haben kann und sähe es nicht aus, als wolle ich den Zufall benutzen, um meine Liebesangelegenheit zu seinem Nachtheil auszunutzen? Mich dünkt, für mich liegt etwas Hämisches darin und zugleich sehe ich voraus, daß der Oberst von der ganzen Geschichte sehr unangenehm berührt werden wird; auch dazu möchte ich nicht die directe Ursache sein."

„Nun gut, Martin," antwortete Gregor nach einigem Besinnen; „wir haben damit auch so große Eile nicht. Hast Du Zeit, so laß uns heute Nachmittag erst einmal bei Ephraim vorgehen und nachschauen, wie dort die Sachen stehen. Ich möchte wissen, ob der eine Ahnung davon hat, daß die ganze Sache von Rasumoff angezettelt ist. Wenn nicht, wirst Du es ihm sagen?"

„Das kommt auf die Umstände an," erwiederte ich. „Dem Juden kann ich es weit eher mittheilen, als dem Obersten, denn ihn betrifft es direct und ich sehe kein Uebles darin, wenn man seinen Freund vor heimtückischen Freunden warnt. Hast Du kürzlich Nachrichten aus seinem Hause?"

Gregor verneinte es; ihm war nicht, wie mir, die Notiz über die gesperrte Gartenthür zugegangen, und als ich ihm davon sagte, nahm er einiges Bedenken, mich nunmehr zu begleiten. Ich setzte ihm jedoch auseinander, daß auf ihn die Isolirung der verborgenen

Wohnung auf keinen Fall mit abgesehen sein könne, und mein Freund war viel zu wenig Grübler, als daß er sich nicht leicht über einige Zweifel hinweg gesetzt hätte.

Wir begaben uns also am Nachmittage zusammen über die große Strombrücke nach dem verfallenen Karawanserai, traten in den ärmlichen Hof und öffneten die Thür, welche zu der unansehnlichen, offiziellen Wohnung Ephraims führte. Ein junger Kaufmann, ebenfalls Israelit, den wir schon mehrfach im Abendzirkel bei dem alten Juden gesehen hatten, empfing uns als längst Erwartete, schloß die äußere Thür des kleinen Hauses und führte uns dann durch den mir schon bekannten Gang. Unterwegs theilte er uns mit, daß er während der Krankheit Ephraims die Besorgung seiner laufenden Geschäfte übernommen habe.

Im Vorzimmer trafen wir Judith, die uns entgegen geeilt war, sobald sie unsere Stimmen gehört hatte. Sie war einigermaßen verlegen, denn sie mochte sich wohl an die leidenschaftliche Scene in meiner Wohnung erinnern und zu der Einsicht gelangt sein, daß sie dort eine etwas gar zu drastische Wirkung gemacht habe. Besonders gegen Gregor wagte sie die Augen nicht aufzuschlagen, weil sie noch immer seinen Spott fürchtete, und eine tiefe Röthe überzog ihr schönes Gesichtchen, als ihr Blick dennoch verstohlen dem seinen

begegnete. Aber in Gregors Augen lag eine so gutmüthige Schelmerei, daß sie selbst lächeln mußte und, durch ein paar herzliche Worte beruhigt, bald die Spannung des ersten Wiedersehens überwand.

Sie dankte nun nochmals in den wärmsten Ausdrücken für die ihr und den Ihren geleistete Hülfe und berichtete, daß der Vater recht leidend sei, sowohl durch den Schmerz seiner körperlichen Verletzung, als auch besonders durch geistige Aufregung, indem er sich den ganzen Vorfall äußerst tief zu Herzen genommen habe.

„Der gute Vater," sagte sie, „ist in einer Stimmung, wie ich ihn fast nie gesehen habe und ich fürchte sehr, daß die Heilung seines Armes sich dadurch lange verzögern wird. Der Arzt hat einen complicirten Knochenbruch constatirt und große Sorgfalt und Ruhe empfohlen. Vielleicht ist es ganz gut, wenn er sich einmal gegen Sie aussprechen kann. Er hat allen andern Besuch, als den von meinem Bräutigam abgelehnt und nur mehrmals schon nach Ihnen gefragt. Treten Sie darum näher, wenn ich bitten darf, aber ich beschwöre Sie, suchen Sie ihn zu beruhigen, soviel Sie können."

„Noch Eins," fragte Gregor; „ist Herr von Rasumoff schon hier gewesen?"

„Er selbst nicht," antwortete Judith, „aber er hat

an den Papa geschrieben und gerade über diesen Brief scheint dieser sehr aufgebracht zu sein."

Wir schritten nun durch den Saal, wo wir im Vorübergehen die alte Dame, die Mutter Ephraims, begrüßten, in das dritte Zimmer, aus welchem jetzt der große, runde Tisch und überhaupt die gewöhnliche Einrichtung verschwunden war. Man hatte es in ein Krankengemach umgewandelt; durch spanische Wände ward das Bett des Juden verborgen; er selbst ruhte, in einen weiten, persischen Schlafrock gehüllt, auf einem Sopha und trug den geschienten Arm fest an die Brust geschnallt, so daß derselbe sich nicht im Mindesten bewegen konnte. Auf dem Tische vor ihm waren eine Menge Bücher und Papiere ausgebreitet.

Das Gesicht Ephraims war blaß und eingefallen, doch flog oft eine plötzliche, fieberhafte Röthe darüber hin und auch das Auge glühte zwischen entzündeten Lidern in krankhaftem Feuer. Er machte, als wir eintraten, eine Bewegung aufzustehen, woran wir ihn natürlich verhinderten, während wir Stühle nahmen und uns neben ihn setzten.

„Sein Sie mir willkommen," sagte er mit leiser, gedrückter Stimme; „Sie sind von den ächten, wahren Freunden in Noth und Tod. Ich kann Ihnen meine Rechte nicht darreichen zu Gruß und Dank, wie ich es möchte; sie ist mir verstümmelt."

„Vater," bat Judith, die in ihrer Besorgniß um

ihn im Zimmer geblieben war und ihn ängstlich beobachtete. „Es wird Alles wieder gut werden. Der Arzt giebt ja die besten Hoffnungen."

„Ja," fuhr der Alte, wie mit sich selber sprechend, fort, — „was ist Hoffnung? Ein Tag, ein Augenblick ändert Alles, — ein böser Gedanke. Wer hätte es geahnt, Sie, Herr Gerber oder Sie, Herr Inspector, als wir fröhlich auf dem Rasen lagen, und die Frauen uns sangen von Glück und Liebe und von Hoffen und Sehnen, daß uns das Unglück schon auf den Fersen saß?"

„Ephraim," sagte ich begütigend, — „es ist einmal geschehen. Die gemeine That ist einmal verübt. Betrachten Sie es als eine Schickung und grübeln Sie nicht weiter darüber. Der Himmel wird Ihnen Ihre Gesundheit wieder geben und dann — vergessen Sie diesen schmählichen Tag."

„Eine Schickung, sagen Sie? Ja, aber wer hat sie über uns verhängt? Glauben Sie, daß es Gottes Schickung war, oder glauben Sie an den Zufall?"

„Eine Uebereilung der betrunkenen Soldaten, lieber Ephraim, ein Mißverständniß. Sie wissen doch, wie roh diese Leute sind, wenn der Branntwein ihre Sinne verwirrt hat."

„Wie kommen die Soldaten zu so vielem Gelde? Ihre Löhnung war es nicht; die wird um diese Zeit nicht ausgezahlt. Der Ueberfall war zu absichtlich,

zu berechnet. Sie mögen sagen, was Sie wollen, im Wachen, im Traume kann ich mich von dem Gedanken nicht trennen, daß die ganze Sache heimtückisch angelegt gewesen ist."

Gern hätte ich ihn von dieser Idee vorläufig abgebracht und entgegnete deswegen:

„Ephraim, in dem aufgeregten Zustande, den die Krankheit naturgemäß zur Folge hat, sieht man leicht Alles von der düstern, grämlichen, argwöhnischen Seite an. Bedenken Sie das und geben Sie Ihren Phantasien keinen ausschweifenden Spielraum. Sie sind ja sonst ein so vorsichtiger, besonnener Mann. Warum wollen Sie in diesem Falle Ihr gesundes Urtheil gefangen nehmen lassen und geheime Triebfedern, gehässige Ursachen erfinden, wo doch allem Anscheine nach nur eine leider arge, aber auch leider schon mehrfach von dieser Menschenklasse verübte Brutalität vorliegt. Wäre Herr von Rasumoff eine Viertelstunde früher gekommen — —"

Der alte Jude ließ mich nicht aussprechen. Die schon erwähnte Röthe schoß in seine Wangen, seine Augen funkelten unheimlich und seine linke Hand zitterte so sehr, daß er erst mehrere Male fehlgriff, ehe es ihm gelang, einen Brief zu fassen, den er vom Tische nahm und mir hinhielt.

„Rasumoff, Rasumoff!" schrie er dabei mit heiserer, röchelnder Stimme. „Da, da, lesen Sie, überzeugen

Sie sich von der Unverschämtheit dieses, dieses — — Menschen! Das eben setzt Allem die Krone auf."

Ich warf einen Blick auf das Papier und der Alte rief: „Lesen Sie laut. Hören Sie doch, Herr Inspector, hören Sie!"

Der Brief lautete:

„An den Handelsmann Ephraim, dahier.

Der Zufall hat gewollt, daß ich vorgestern zur rechten Zeit auf einem Platze eintraf, wo Sie den Mißhandlungen von betrunkenen Soldaten ausgesetzt waren. Ohne meine Dazwischenkunft hätte Ihnen leicht Schlimmeres widerfahren können und ich habe somit gerechten Anspruch auf Ihre Erkenntlichkeit. Da ich Sie nicht selbst sprechen kann, ersuche ich Sie durch Gegenwärtiges, mir bis morgen Mittag die Summe von dreitausend Rubeln, deren ich nothwendig bedarf, in meine Wohnung zu senden. Es wird nicht nöthig sein, eine Klage gegen die betreffenden Soldaten einzureichen, da Sie nur Umständlichkeiten davon haben würden und ich mich in Ihrem Interesse bereits der Mühe unterzogen habe, eine Untersuchung einzuleiten. (gez.) v. R."

Gregor, der allzeit Fertige, wenn es galt, Pointen herauszufinden, lachte wiederum nach Anhörung dieser Epistel laut auf und machte dadurch, daß das Gesicht des alten Juden nur noch finsterer, ingrimmiger wurde.

„Ja," rief dieser, „lachen Sie nur, es ist spaßhaft, entsetzlich spaßhaft. Herr Gerber, warum lachen Sie nicht auch? Finden Sie den Herrn von Rasumoff nicht gleichfalls ungemein belustigend?"

„Was haben Sie ihm hierauf erwidert?" fragte ich gelassen.

„Ich ihm erwidert?" röchelte Ephraim. „Nichts hab' ich ihm erwidert; kein Geld und keinen Bescheid hat er von mir bekommen. Aber ich habe meine Gartenthür dreifach zuriegeln lassen und gemessene Befehle gegeben: von Stund' an soll sein Fuß mein armes Haus nie mehr betreten. Was, dieser Mann, der mir so tief verschuldet ist, der sich allein durch meine Großmuth noch gehalten hat, der verlangt von mir armen, geschlagenen, verstümmelten Mann noch eine große Summe, weil er zufällig Gelegenheit gehabt hat, seine eigenen Soldaten von weiterem Frevel zurückzuhalten! War das nicht seine Pflicht? Mußte er es nicht thun? Und dafür fordert er Belohnung, von mir, dem Gemißhandelten?"

„Nun, es ist etwas stark," bemerkte ich, als Ephraim erschöpft innehielt und Gregor gegen mich ein lebhaftes Mienenspiel entwickelte. „Er muß wirklich in großer Noth sein, um zu solchen Mitteln zu greifen."

Es war meine Absicht, die Heftigkeit des Alten erst ein wenig verrauchen zu lassen. Dieser fuhr fort:

„Warum verlangen Sie keine Summen von mir,

meine Herren? Sie haben mir einen Dienst geleistet, den ich Ihnen nie, niemals vergessen werde; Sie haben mir meine Tochter gerettet; Sie haben sich persönlich und ohne daß irgend eine Pflicht Sie dazu verband, der armen Juden angenommen, sich muthig der Gefahr ausgesetzt und die Schwachen beschützt und die Beschädigten erquickt. Warum fordern Sie keinen Preis dafür? Ich will's Ihnen sagen, — weil Sie wackere Männer, weil Sie Ehrenmünner sind und ein Herz in der Brust tragen für menschliches Elend; aber er, er ist ein Schurke. Hat er einen Finger gerührt, um mehr zu thun, als ihm durchaus seine Pflicht gebot? Hat er sich um uns weiter gekümmert, nachdem er die wilde Horde von dannen gescheucht hatte? Nein, ich will es Ihnen sagen, er schämte sich vor dem Wirth oder vielleicht vor den paar Fuhrleuten und Knechten, die Zeugen waren, mit Juden, mit dem gemeinen, verachteten Volk öffentlich zu verkehren. Deshalb ritt er davon und würdigte uns keines Blickes weiter. Und dafür verlangt er blankes Silber! Hahaha! Der Edelmüthige! Hahaha! Sie haben Recht, Herr Inspector, 's ist lustig, ganz entsetzlich spaßhaft!"

Das Lachen des alten Mannes tönte schauerlich aus der röchelnden Brust hervor. Sein ganzer Körper zitterte. Wir kannten ihn viel zu gut, um zu wissen, daß es nicht das Geld war, dessen Opfer der Adjutant ihm zumuthete, sondern die Schmach, die ihm und in

ihm seinem Volke angethan wurde, was ihn so bewegte. Er war ein fein denkender, fein fühlender Kopf und es empörte ihn im Innersten, daß so Etwas überhaupt seinen Stammesgenossen geschehen könne. Sein durch die körperliche Verletzung fieberhafter Zustand trug außerdem dazu bei, ihn noch reizbarer zu machen.

Gregor nahm jetzt das Wort. „Herr Ephraim," sprach er, „wir kennen Alle den Herrn Lieutenant von ganz besonderen Seiten, über die wir uns nie gegen einander ausgesprochen haben, über die wir aber, davon bin ich überzeugt, ganz gleicher Meinung sind. Die letzten Vorfälle, deren Zeuge wir gewesen, geben uns das Recht, das Urtheil, welches wir uns im Stillen längst über ihn gebildet haben, auch deutlich durch's Wort zu bezeichnen. Dieses Urtheil lautet, von einer Seite wenigstens, dahin, daß ich ihn für einen völlig verkommenen Menschen halte, in dem alle besseren Eigenschaften und alle Grundsätze, wenn er deren überhaupt jemals besessen, gänzlich verloren gegangen sind. Einem solchen negativen Charakter, wie ich ihn nennen möchte, sind alle Mittel zur Erreichung des nächsten, frivolen Zweckes gleich und das Eigenthümliche ist noch dabei, daß er seine Mittel nicht, wie der Spitzbube von Profession, mit Aufwand von Scharfsinn und kluger, oft bewundernswürdig feiner Berechnung wählt, sondern roh, plump, täppisch, wenn sie nur für den allernächsten Tag und Bedarf ausreichen. — In diesem

Sinne mußte dem Herrn von Rasumoff eine Gelegenheit erwünscht sein, wo er scheinbar den Retter spielen konnte und er glaubte Sie, werther Herr Ephraim, zu sehr eingeschüchtert, auch durch körperliches Leiden zu sehr ermattet, als daß sie seine unverschämten Ansprüche zurückweisen sollten. Vielleicht hätte er die doppelte oder dreifache Summe gefordert, wenn er zugleich als Beschützer des Fräulein Judith und der anderen Damen hätte auftreten können. Er mag wüthend genug sein, daß ihm dieser Plan mißlungen und sein gemeiner Anschlag demnach nur theilweise zur Ausführung gekommen ist."

Gregor sah mich fest an und ich bemerkte, daß er entschlossen sei, die ganze Wahrheit zu sagen. Der Kranke war durch die letzten Worte aufmerksam geworden.

„Sein Anschlag?" fragte er. „Sie meinen den Versuch, die dreitausend Rubel zu erpressen?"

„Den Anschlag, meine ich, von Anfang bis zu Ende," erwiderte Gregor in ernstem Tone. „Die ganze Affaire war angelegt, sollte eine gemeine Falle sein und zu verschiedenen Zwecken dienen. Ich sehe durchaus keinen Grund, Ihnen dies zu verschweigen. Die Soldaten waren von ihrem Offfzier gedungen, handelten auf seinen Befehl, nach bestimmtem Plane, und daß durch meines Freundes Gerber und meine ganz zufällige Dazwischenkunft das Spiel zum Theil ver-

eitelt wurde, ist zum allerwenigsten die Schuld des Herrn von Rasumoff.

„H—m!" dehnte Ephraim mit einem Gesichte, in welchem sich zu meiner Ueberraschung nicht sowohl gesteigerter Grimm, als vielmehr eine gewisse Befriedigung kund that. „Ihr Wort in allen Ehren, Herr Inspector, aber haben Sie Beweise, sichere Beweise? Ich muß feste, sichere Beweise haben, obgleich ich gar nicht sehr überrascht bin von Dem, was Sie mir eröffnen, obgleich ich keinen Augenblick daran zweifle. Erweisen Sie mir altem Manne die Liebe und theilen Sie mir Alles, was Sie wissen, mit."

Gregor erzählte ihm, was Ostrowski von dem Unteroffizier erfahren hatte; Ephraim hörte gespannt zu und schüttelte endlich finster das Haupt.

„Alles, was Sie mir da mittheilen," sagte er, „erscheint mir so im Geiste Rasumoff's, daß ich keinen Augenblick an der genauen Wahrheit zweifle. Dennoch ist es nur ein Klatsch, eine Bedienten-Unterhaltung, auf welche sich keine directe Anklage gründen läßt. Mir persönlich ist indessen die positive Aufklärung, welche ich durch Sie, meine Herren und Freunde, erlangt habe, von großer Wichtigkeit, denn sie giebt mir einen Halt, eine Festigkeit, ein Recht für ein bestimmtes Handeln. Von jetzt an weise ich alle Zumuthungen dieses Offiziers von mir ab, mag darnach kommen, was da wolle. Vielleicht gelingt es ihm noch, mich

in meinen Lieferungsgeschäften für die Folge zu beeinträchtigen, sie mir ganz zu entziehen. Denn der ehrliche Mann hat schon oft dem Egoismus eines Schurken weichen müssen; vielleicht ist seine Macht nicht mehr so groß und sein Einfluß reicht nicht mehr so weit: dann um so besser für mich. Im schlimmsten Falle muß ich mich einschränken und mir bleibt, Gottlob! immer noch genug, um nicht zu darben. Eine Gemeinschaft mit einem Manne, der mich und meine Glaubensgenossen so tief erniedrigte, kann ich nicht fürder haben, ohne vor mir selbst zu erröthen. Sehen Sie, meine Herren, dieser Entschluß ist nicht leicht, wie Sie, da Sie das practische Leben und die Geschäfte kennen, leicht beurtheilen mögen, aber er wird mir erleichtert, seit ich ganz klar den Charakter und die Handlungsweise jenes Mannes erkannt habe. Ich bin jetzt ruhig und mit mir und meinem Wollen im Gleichgewicht. Möglich ist es, daß der Herr Lieutenant aus den Verlegenheiten, die ihm sofort entstehen müssen, abermals siegreich hervorgeht, denn den Schwachen, Leichtsinnigen und Schlechten kommen oft Zufall und Glück auf eine unbegreifliche Art entgegen; möglich ist es auch, daß er zu Grunde geht; dann hat ihn sein Schicksal als ein verdientes ereilt und ich kann ruhig darüber hinwegblicken; er hat sich selbst durch seine Thaten mit mir abgefunden."

Der alte Jude war durchaus ruhig, fest, entschieden

geworden. Wir konnten im Grunde seinen Vorsatz nicht tadeln, denn, wenn schon bislang, so lag jedenfalls nach dem, was zuletzt vorgegangen, in einem ferneren Verkehr zwischen ihm und dem Adjutanten eine Unwürdigkeit. Er bat uns, so oft unsere Zeit erlaubte, ihn zu besuchen; dagegen wollte er nur seinen genauesten Bekannten sichtbar sein und allen Uebrigen als krank, kränker als er in der That war, gelten und in dieser Absicht sollte auch der Garten für Alle versperrt bleiben. Ein Jeder von uns fühlte, daß es galt, eine Catastrophe abzuwarten; welches Haupt sie zumeist berühren werde, mußte die Zukunft lehren.

Wir nahmen Abschied von Ephraim und eilten in die Wohnung des Obersten. Mir war unterwegs zu Muthe, als verlasse ich einen Grund voll mächtiger, großer Vegetation, voll riesiger, aber fremdartiger, unheimlicher Gebilde, in dem es gährte und quoll, wie im gewaltigen Schöpfungsprozesse; die Luft war voll, schwer und die Lunge ahnte den giftigen Hauch. Und nun war ich herausgetreten in eine reinere, freiere Atmosphäre und ich stieg empor zu frischen, blumigen Höhen und auf dem Gipfel der lieblichsten Höhe stand ein Tempel; in dem Tempel ihr lächelndes Bild, das meiner Anna!

Es war heute Soirée-Abend, doch hatten sich nicht viele Besucher eingefunden. Die Oberstin kam mir auf besonders freundliche Weise entgegen und flüsterte

mir zu, daß ich, wenn die übrige Gesellschaft aufbrechen würde, noch dableiben, vorher aber auf unbefangene Weise ihren Gemahl auf seinem Zimmer aufsuchen möge. Sie hatte keine Zeit, mir mehr zu sagen, da sie von den anderen Gästen in Anspruch genommen ward.

Anna schien mir verlegener als sonst; fürchtete sie sich etwa vor der Gesellschaft und hielt es für nothwendig, ihren erregten Gefühlen doppelten Zwang aufzulegen, um sie fremden Augen zu verbergen? Oder täuschte ich mich nur und war ich selbst noch befangen von der Unterredung mit dem kranken Ephraim?

Gregor entging es nicht, daß eine gewisse Spannung da sei und in gutmüthiger Freundschaft that er alles Mögliche, durch heitere Conversation uns Betheiligten über alle Verlegenheiten hinweg zu helfen. Als er, wie zufällig, nach Herrn von Rasumoff fragte, erhielt er von der Oberstin die ziemlich kühl gesprochene Antwort, der Herr habe sich lange nicht sehen lassen und scheine andere Häuser vorzuziehen.

Mir wurde unbehaglich zu Muthe, denn daß irgend Etwas vorgefallen sei, war nur zu deutlich und wenn man, wie ich, im Ringen um das Höchste im Leben, um das Glück reiner Liebe, begriffen ist, so sind die Nerven ungewöhnlich angespannt und man ist mehr als sonst geneigt, überall Gefahren zu wittern. Endlich gelang es mir, einen Vorwand zu finden, um auf=

zubrechen, nachdem ich heimlich Gregor mitgetheilt hatte, daß ich nicht wieder erscheinen werde. Als ich mich der Oberstin empfahl, streifte mich ihr Blick des Einverständnisses. Anna erröthete und war offenbar verwirrt. Was bedeutete das Alles?

Langsam ging ich über die Hausdiele und stieg die große Treppe hinauf, um zum Obersten zu gelangen. Ich fürchtete fast eine Unterredung mit ihm, die mir durch seine Gemahlin aufgedrungen war und die — ich fühlte es an meiner eigenen Beklommenheit — für mich von Wichtigkeit, wenn nicht von Entscheidung sein mußte. Eine Ordonnanz, die ich im Corridor schläfrig sitzend fand, sagte mir, der Herr Oberst befänden sich allein in seinem Zimmer.

Auf mein Klopfen hörte ich ein lautes, gebieterisches „Herein!" und die Stimme dünkte mich ärgerlich und verstimmt. Der alte Herr hatte auf dem Sopha gesessen und rauchte eine Cigarre. Er hatte kein Buch vor sich und war augenscheinlich in Gedanken versunken gewesen. Als er mich erkannte, trat er auf mich zu und reichte mir die Hand. Wenn auch die Furchen auf seiner Stirn andeuteten, daß er mit Sorgen kämpfte, so gab er sich doch offenbar Mühe, mir eine freundliche Miene zu zeigen.

„Ah, Sie sind es, lieber Gerber," rief er, „es ist mir sehr lieb, daß Sie kommen. Ich dachte, Sie wären in der Soirée, hatte aber keine Lust, mit alle

den fremden Menschen zu verkehren. Hat meine Frau Sie vielleicht her zu mir geschickt?"

Ich war auf diese directe Interpellation nicht vorbereitet und suchte mich, so gut es ging, zu fassen.

„Nicht eigentlich, Herr Oberst," erwiderte ich, — „allerdings glaubte ich aus ihren Andeutungen zu schließen, daß ich Ihnen nicht ungelegen kommen würde, aber die Hauptsache war mir doch, nach dem gestrigen, so überaus traulichen Abende und meinem Versprechen gemäß bei Ihnen vorzufragen, wie Sie sich befinden."

„Na, na, das geht wohl," brummte er, „könnte wohl besser sein! Aber erst, lieber Gerber, zünden Sie eine Cigarre an, — sind ächte Amarillos, direct über Bremen importirt — so und nun setzen Sie sich zu mir auf's Sopha. Ach ja, es könnte besser gehen, aber was mir durch den Kopf geht, daran ist nicht der Punsch von gestern Abend Schuld."

„Wenn der Herr Oberst Vertrauen zu mir haben und ich in irgend einer Weise mit Rath oder That nutzen kann, so erlaube ich mir die aufrichtigste Versicherung, daß gewiß Keiner mit größerer Freude und größerem Eifer gerade Ihnen dienen wird."

„Weiß wohl, lieber Gerber, weiß ganz gut. Ich habe heute Morgen mit dem Rasumoff gesprochen, über die fatale Judengeschichte. A—h!" — der bekannte Ton machte sich wieder hörbar — „der Mensch wollte sich auf alle Weise herausreden. Er stellte die ganze

Geschichte als einen höchst unbedeutenden Auflauf vor und war so dreist, mir gerade in's Gesicht zu lachen, als ich ernst blieb. Sagen Sie doch einmal, haben Sie Näheres von dem Juden Ephraim gehört? Wie steht es mit ihm?"

Der Wahrheit gemäß berichtete ich, daß ich vor einer Stunde bei ihm gewesen sei und daß der gebrochene Arm mit der Zeit freilich eine völlige Herstellung hoffen lasse, daß aber die Verletzung an sich schwer und bedauerlich genug sei.

„Denken Sie sich," erwiderte der Oberst, — „der Rasumoff behauptet, an der ganzen Geschichte sei kein wahres Wort. Der Jude verstelle sich nur, um geheime Zwecke dadurch zu erreichen, er sei gar nicht verwundet. Sie haben ihn also selbst gesehen und gesprochen?"

Natürlich bestätigte ich die Frage.

„Nun," sagte der Oberst, „das ist mir genug. Sie sind ein ehrenwerther Mann und in seiner Art ist es auch Ephraim, mit dem ich ja schon seit manchem Jahre in Geschäften stehe. Er ist der reellste Lieferant, den ich bis jetzt getroffen habe. Rasumoff hat mir also etwas vorgelogen, das sieht ihm ähnlich. Ich dachte mir es gleich. Denken Sie sich, er hat mir trotzdem sein Ehrenwort gegeben, daß Alles ein von den Juden angezetteltes Manöver sei, um Aufsehen zu erregen und Geld zu erpressen."

„Dann ist Herr von Rasumoff ein Hallunke!“ sagte ich gleichmüthig.

„Herr,“ fuhr der Oberst auf, „nehmen Sie sich in Acht; bedenken Sie, daß Sie von und zu einem kaiserlichen Offizier sprechen. Ich will allenfalls gelten lassen, daß der Lieutenant die Sache leicht ansieht, leicht nimmt und sich irrt, aber ein Wort, wie Sie soeben aussprachen, Herr Gerber, verstehen Sie mich wohl, — das kann und darf ich nicht auf ihm haften lassen. Ich muß Sie sogar fragen, wie Sie sich rechtfertigen wollen. Sie scheinen gegen den Herrn gereizt zu sein und ich weiß auch die Gründe, die Sie allenfalls entschuldigen mögen. Doch davon nachher. Woher wollen Sie den Beweis führen, daß Herr von Rasumoff die ernsten Folgen jenes empörenden Ueberfalles kennt, daß er sich nicht selbst täuscht, daß er mich absichtlich belogen hat?“

Jetzt mußte ich wohl mit der Sprache heraus und ich fühlte gar keine Veranlassung, meinen Gegner zu schonen.

„Herr Oberst,“ sagte ich daher mit ruhiger, fester Stimme, „der Herr von Rasumoff hat Veranlassung genommen, den Versuch zu machen, auf Grund jener Scene im Wirthshausgarten, bei welcher er sehr wohl berechnet a tempo erschien, vom Juden Ephraim dreitausend Rubel zu erpressen. Herr von Rasumoff hat sich nicht gescheut, eine solche Forderung Schwarz auf

Weiß zu formuliren und der betreffende Brief, den ich mit eigenen Augen gelesen, ist in des Juden Händen. Ferner hat der würdige Offizier die ganze Comödie angestiftet, die Soldaten, die kaiserliche Uniform durch Bestechung und militairische Autorität zu einem Bubenstück mißbraucht; er hatte es nicht nur auf das Geld, sondern zugleich auf die hübsche Tochter Ephraim's abgesehen, — zu welchen Zwecken, ist mir unbekannt. Meine und meines Freundes Eibenstorff unvermuthete Dazwischenkunft hat ihn gestört, mich aber so weit in die Angelegenheit hineingezogen, daß ich mich berechtigt hielt und halte, Nachforschungen anzustellen. Die Resultate derselben habe ich Ihnen vorgelegt; die Nachforschungen selbst gelangen mir auf folgende Weise:"

Ich theilte ihm nun in der Kürze die Aussagen des Unteroffiziers Alexei mit. Der Oberst hörte zu, ohne mich zu unterbrechen, aber er dampfte mit auffallender Energie und ächzte und röchelte fast ohne aufzuhören. Als ich geendet hatte, eilte er an seinen Schreibtisch, warf ein paar Zeilen auf ein Blatt Papier, siegelte dies und klingelte. Die Ordonnanz erschien augenblicklich.

„Diesen Befehl sogleich in die Caserne!" herrschte er ihr zu.

„Es muß klar werden unter uns, Gerber!" rief er mir dann entgegen, — „so oder so! Meine Frau

war diesen Morgen bei mir. Wir haben Viel über Sie gesprochen. Es ist dumm, daß diese verd — Geschichte mit Rasumoff dazwischen kommt, — aber vielleicht ist es doch auch wieder gut. Bitte, bleiben Sie noch bei mir. Nehmen Sie eine andere Cigarre. Ich habe nach Jemandem geschickt, der gleich hier sein muß."

Der Oberst brachte das Gespräch auf allgemeine, unbedeutende Gegenstände und unsere Unterhaltung war peinlich genug, da es sich nur darum handelte, die Zeit bis zur Ankunft der erwarteten Person auf anständige Weise hinzubringen. Es war gewissermaßen ein Waffenstillstand zwischen uns. Ich hatte nicht nöthig, dem schleppenden Gespräche, das der Oberst, im Zimmer auf- und abschreitend, führte, besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, und meine Gedanken richteten sich daher wieder auf die Oberstin und Anna. Sollte meine Betheiligung an der Prügelscene, vielleicht gar meine nähere Bekanntschaft mit Ephraim und seiner Tochter zu Erörterungen in der Familie Anlaß gegeben und nachtheilig auf meine Hoffnungen eingewirkt haben?

Endlich ward die Thür geöffnet und ein Sergeant trat ein, mit der Meldung, er habe den Befehl, den Unteroffizier Alexei vorzuführen. Der Oberst verwies ihn in ein Nebenkabinet, mit dem Bedeuten, er käme gleich nach; dann entschuldigte er sich für eine kurze Zeit bei mir und ging ebenfalls hinaus.

Nach einer ziemlich langen Weile kam er wieder und schritt sogleich auf mich zu, um meine Hand zu fassen und kräftig zu schütteln.

„So," sagte er, „wir Beide sind nun wieder gute Freunde. Sie haben Recht gehabt, lieber Gerber. Der Rasumoff ist ein Schuft. Zwischen mir und ihm ist es künftig vorbei, aber jetzt muß ich mich ganz auf Sie verlassen. Einen öffentlichen Eclat kann und darf ich nicht machen. Sie kennen ohngefähr schon unsere russischen Zustände. Wenn ich den Adjutanten, dem ich leider so viele Jahre hindurch ein unbedingtes und wohl zu weit gehendes Vertrauen geschenkt habe, wegen dieser Juden-Affaire, so gemein sie auch ist, denunciiren wollte, so würde ich mich selbst compromittiren, wohl gar obendrein lächerlich machen. Mir gegenüber hat er sein falsches Ehrenwort gegeben, das weiß Niemand als Sie, und ich bitte mir von Ihrer Freundschaft aus, daß Sie unverbrüchlich darüber schweigen. Es genügt uns, daß wir den Menschen kennen. Ich muß suchen, ihn aus meinem Dienst, von meiner Person, aus meinem Hause und der Familie auf gute Art, aber gänzlich und ein für alle Mal zu entfernen. Vielleicht wird das nicht ohne große Unannehmlichkeiten für mich und die Meinigen abgehen. Aber es muß sein. Besser man erträgt den schmerzlichen, aber heilenden Schnitt in's frische Fleisch, als daß man das faulige sitzen und immer brandiger werden läßt."

„Was haben Sie im Grunde auch von dem Lieutenant zu besorgen?" warf ich begütigend ein.

„Ach, lieber Gerber, das können Sie so nicht wissen. Ein Mensch, der Jahre lang täglich bei mir ein- und ausgegangen ist, der in alle meine Dienst- und Familien-Angelegenheiten geblickt hat, — ein solcher kann als Gegner gefährlich, sehr gefährlich werden. Deshalb wiederhole ich es, — Schonung vor Allem und um Gotteswillen keinen Eclat. Er wäre zu Allem fähig; Discretion kann man von einem Manne seines Schlages nicht erwarten. Stehen Sie mir nur bei, lieber Gerber."

„Wenn ich nur wüßte, Herr Oberst, wie ich Ihnen zunächst beweisen könnte — —"

„Erlauben Sie," fiel mir der Oberst in's Wort, — „ich sagte Ihnen vorhin, daß meine Frau heute Morgen bei mir gewesen ist und mit mir gesprochen hat. Ich mußte nur erst die fatale Geschichte mit dem Adjutanten aus dem Kopfe haben. Sehen Sie, wir haben da gestern Abend allerlei dummes Zeug mit einander getrieben. Ich weiß wohl, ich war eigentlich die Veranlassung, aber wer denkt auch gleich daran, aus Spaß Ernst zu machen?"

Der Oberst blickte mich blinzelnd von der Seite an, aber gar nicht unfreundlich, und mir — ja mir ging plötzlich ein helles Licht auf. Jetzt verstand ich die Verlegenheit Anna's und der Oberstin vieldeutige

Miene von vorhin. Die gute Seele hatte geplaudert und die Actien schienen nicht ungünstig für mich zu stehen. Ich hielt es jedoch für besser, mich vorläufig noch so unbefangen als möglich zu stellen, denn ich hatte es in meinem ziemlich bewegten Geschäftsleben oft genug erfahren, daß man unter allen Umständen besser daran thut, wenn eine Sache nur erst im Allgemeinen eingeleitet ist, die Leute an sich herankommen zu lassen, als ihnen entgegen zu kommen. Trotz meiner innigen Liebe und meiner innerlichen Bewegung war ich verstockt genug, jene Klugheitsregel auch bei dieser Gelegenheit zu befolgen. Ich fragte also ganz unbefangen, aber mit recht weichem, einschmeichelndem Tone:

„Wovon reden Sie, geehrtester Herr Oberst? Ich habe doch nicht das Unglück gehabt, Ihnen gestern zu mißfallen oder gar wehe zu thun?"

„Nicht doch, lieber Gerber, so war es nicht gemeint. Aber warten Sie, Sie sind ein heimlicher Intriguant. Was die Eudoxia, meine Frau, mir da erzählt hat! Ich muß wahrhaftig gänzlich blind gewesen sein. Was haben Sie mit meiner Anna vor?"

„Herr Oberst," erwiderte ich ernst und bestimmt, „was kann man Ihrer ebenso schönen als guten, unschuldigen, braven Tochter gegenüber anders fühlen als Liebe, aufrichtige, herzliche Liebe?"

„Hm, hm! Ja, das Mädchen ist gut, das muß wahr sein. Und Sie gefallen ihr auch, he?"

„Sie fragen mich als Vater, Herr Oberst, und ich muß Ihnen als ehrlicher Mann offen und ehrlich antworten, selbst für den Fall, daß Ihnen meine Offenherzigkeit mißfallen sollte. Ja, Anna liebt mich!"

„Hm, hm! Habt das Alles so ganz im Stillen abgemacht, ohne den Herrn Papa zu fragen. Hätten doch wohl ein wenig mehr Vertrauen zu mir haben können. Daß der Schelm schon solche Gedanken im Kopfe hat."

„Lassen Sie es das Mädchen nicht entgelten, Herr Oberst," bat ich mit Herzlichkeit. „Ich werbe als ehrlicher Mann um ihre Hand und meine Berechtigung sehe ich in meinem Charakter und in ihrer Liebe. Als ich die Ehre hatte, durch meinen Freund Eibenstorff in Ihr Haus eingeführt zu werden, hatte ich keinen eigennützigen Gedanken. Anna war damals noch ein Kind. Sie sah, daß ich von Ihnen, dem Vater, wie auch von der Mutter freundlich ausgezeichnet wurde. Ich ward näher an die Familie herangezogen. Das heranwachsende Kind hatte sich an mich gewöhnt, hatte Vertrauen, dann Zuneigung zu mir gefaßt und aus Beiden ward bei der Jungfrau — Liebe. So ist es gekommen, Herr Oberst, ohne Absicht, ohne verstecktes Spiel, ohne Plan, durch des Himmels Fügung und, Sie können es nicht ganz leugnen, durch Ihr eigenes,

wenn auch unwissentliches Zuthun. Wenn der Gärtner einen Freund zu seinen reservirten Beeten führt und ihm die schönste Blume zeigt, kann er es da verwehren, daß der Freund von ihrer Pracht begeistert, entzückt wird, kann er hindern, daß sie ihm ihre Düfte streut?"

„Freund, Freund," drohte der Oberst schmunzelnd, „Sie werden ja ganz poetisch. Ach ja, ich kann mich wohl nicht völlig weißbrennen. Aber Sie sprachen da vorhin von Plänen. Wissen Sie, daß wir mit Anna einen anderen Plan vorhatten?"

„Ja, Herr Oberst, ich weiß es und ich weiß auch, daß Anna im Stillen schon manche Thräne darum geweint hat. Ich gestehe, daß das halbe Versprechen, welches Herr von Rasumoff haben mag, die geheimen Ansprüche und Hoffnungen auf Anna's Hand, unbequem sind und zu unerquicklichen Erörterungen führen werden, oder doch wenigstens können. Wenn Sie aber erwägen, Herr Oberst, daß Ihre Tochter, Ihr einziges Kind, diesen Mann nicht liebt, im Gegentheil, ihr Herz einem Anderen geschenkt hat; wenn Sie außerdem den Charakter und das Wesen des Adjutanten betrachten, wovon wir gerade jetzt so eclatante Proben gesehen haben, — dann bin ich auch fest überzeugt, daß Sie Anna nicht zwingen, nicht unglücklich machen wollen. Es kommt vor Allem darauf an, zu wissen, wie weit die Verpflichtungen gegen Herrn von Rasumoff gehen."

„Lassen Sie mich offen darüber sprechen," sagte der Oberst. „Ich will Sie wenigstens vorläufig als meinen Verbündeten betrachten." — Er drückte mir dabei herzlich die Hand und sein Blick sagte mehr, als seine Worte. „Eigentliche, bündige Versprechungen hat der Lieutenant nicht. Früher, vor Jahren, als Anna noch zur Schule ging, stand er in vertraulicheren Verhältnissen zu diesem Hause, als vielleicht gut gewesen ist. Da ist denn öfter die Rede gewesen, wenn das Mädchen herangewachsen sei, müsse er unser Schwiegersohn werden. Es war halb im Scherze gesagt, aber der Sache auch nie ernstlich widersprochen, und so könnte Rasumoff darauf hin Ansprüche geltend machen."

„Darauf hin?" unterbrach ich den Oberst rasch, — „verzeihen Sie, wenn ich zu zweifeln wage. Einmal war das Mädchen noch Kind und hatte also selbst noch gar keine Meinung; ihre Weigerung, nachdem sie herangewachsen, ist schon an sich ein Rechtsgrund. Dann aber ist ein bloßes, hingeworfenes Wort in so früher Zeit ebenfalls nicht gesetzlich bindend, und ich will nicht hoffen, daß der Lieutenant etwas Schriftliches in Händen hat?"

Der alte Herr wurde sehr verlegen. „Das eigentlich nicht," sprach er zögernd. „Aber, sehen Sie, zwischen meiner Frau und ihm sind in jener Zeit vielleicht manchmal Briefe, Billets gewechselt; es

könnte sein, daß darin, ebenfalls scherzweise, auf jenes Arrangement hin und wieder angespielt sei, — es wäre jedenfalls im höchsten Grade fatal, wenn jene Papiere in die Oeffentlichkeit gelangten."

„Erinnert sich die Frau Oberstin nicht, ob sie jemals ein förmliches Versprechen niedergeschrieben hat?"

„Nein, das hat sie ganz bestimmt nicht gethan. Aber, wie gesagt, wenn mit den Briefen Mißbrauch getrieben würde; es könnte uns Alle compromittiren. Ich weiß, es waren jugendliche Unbesonnenheiten, und ich für meine Person bin kein strenger Richter. Wir haben Alle unsere Schwächen und was geschehen ist, ist geschehen. Aber die Thorheiten der Jugend rächen sich oft im Alter, und ich hasse jeden öffentlichen Scandal."

„Herr Oberst, vorerst halten Sie den Herrn mit seinem falschen Ehrenwort im Schach. Sie sagten vorhin, daß Sie Ihre Verbindungen benutzen wollten, um ihn auf gute Art vom Regimente versetzen zu lassen. Dadurch würde er schon mehr aus dem Gesichtskreise gerückt, und schließlich halte ich es bei Leuten seiner Art nicht für unmöglich, daß ein gutes Stück Geld, auf geschickte Art geboten, seine Wirkung thut."

„Ja," rief der Oberst, „mit Gewalt ist vor der Hand Nichts zu machen. Hinhalten, Zeit gewinnen müssen wir."

„Und meine Aussichten? Was darf ich Anna sagen?"

„Gerber, genügen Sie sich damit, was ich Ihnen verspreche. Rasumoff soll mein Schwiegersohn nicht werden. Gegen Ihre Bewerbungen habe ich Nichts, im Gegentheil, ich freue mich, an Ihnen eine treue, ehrliche Stütze zu gewinnen. Aber drängen Sie mich nicht. Lebt vergnügt und zufrieden mit einander und wartet, bis der Himmel sich aufgeklärt hat. Sehen Sie mein Haus ganz wie das Ihrige an und setzen Sie meinetwegen im Stillen die Rolle von gestern Abend fort, die ich Ihnen doch selbst aufgedrungen habe. Nur keinen Eclat, keinen öffentlichen Scandal! — Und nun bleiben Sie heute Abend hier und speisen mit uns. Die Soirée wird schon zu Ende sein. Kommen Sie, wir wollen zu den Damen gehen."

Diese hatten freilich schon mit Angst auf uns gewartet und flogen uns, als sie uns einträchtig miteinander erscheinen sahen, jubelnd entgegen.

Von jetzt an hatte ich mir im Hause meines künftigen Schwiegervaters keinen Zwang mehr anzulegen. Vor der Welt blieb mein Verhältniß zu Anna auf Wunsch der Eltern und wegen der angedeuteten Rücksichten noch geheim. Nur Eibenstorff war auf meinen Wunsch als Mitwisser meines glücklichen Geheimnisses zugelassen.

Wochen verstrichen ohne besondere Ereignisse. Der Oberst hatte Rasumoff erklärt, wie er seinen ganzen frechen Streich gegen die Juden in allen seinen Einzelheiten und Motiven kenne, war aber vorsichtig genug gewesen, trotz allen Drängens seine Quelle zu verschweigen. Der Adjutant erfuhr nicht einmal, daß der Unteroffizier Alexei vom Obersten examinirt worden war. Von Ostrowski erhielt ich öfters Berichte. Die wilde Gesellschaft in Schubaloffs Reservezimmer trieb ihre Wirthschaft mit Spielen und Trinken immer toller, und Rasumoff übertraf Alle in roher Lustigkeit, die jedoch eigentlich ein Rausch der Verzweiflung war. Wenn die Getränke ihm reichlich zu Kopf gestiegen waren, so pflegte er auf den Obersten, auf den ganzen Dienst zu schimpfen, dann aber vornehmlich auf Christen und Juden, die ihm nicht mehr borgen wollten und ihn mit ihren Wechseln auf Schritt und Tritt verfolgten.

Eines Tages saß ich ziemlich verstimmt in meinem Comptoir. Ich hatte einen Brief aus Petersburg von Olga erhalten, worin diese mir den Tod ihrer Mutter, meiner alten, guten Commerzienräthin, mittheilte. Das Schreiben war unter dem Eindrucke des ersten Schmerzes geschrieben, doch fühlte ich eine gewisse Kälte mich daraus anwehen. Ich hätte lieber gesehen, wenn es heftiger, leidenschaftlicher gehalten wäre. Oder las ich vielleicht diese Briefe mit andern,

kältern Gefühlen, seit wir so lange getrennt gewesen, — seit ich Anna kennen und lieben gelernt hatte?

Olga's Brief beschränkte sich fast allein auf das Thatsächliche. Die Mutter hatte lange hingesiecht und ihre endliche Auflösung war, wenn auch immerhin für die Nachgebliebenen tief ergreifend, doch nicht unerwartet gekommen. Maria, Olga und die nun ebenfalls erwachsene Alexandra hatten sich schon längst entschlossen, für den jetzt eingetroffenen Fall als Gouvernanten ihr Unterkommen zu suchen, und es waren ihnen in dieser Beziehung auch schon annehmbare Vorschläge gemacht. Helene sollte auf gemeinschaftliche Kosten der Geschwister ihre Erziehung in einem Pensionat vollenden.

Nach meinen Angelegenheiten sich zu erkundigen, schien Olga geflissentlich vermieden zu haben, und der Name Anna war im ganzen Briefe mit keiner Sylbe erwähnt.

Ich empfand inniges Mitleid mit meiner armen Freundin; zuweilen wollte es mir vorkommen, als drücke mich ein Gefühl der Schuld gegen sie, und doch war ich mir keines eigentlichen Unrechtes bewußt. Kurz, ich war verstimmt und wurde gerade nicht heiterer, als Ostrowski eintrat, mir zu melden, Herr Lieutenant von Rasumoff sei auf meinem Zimmer und wünsche mich in dringender Angelegenheit zu sprechen.

Langsam faltete ich Olga's Brief zusammen und öffnete ein geheimes Schubfach meines Secretairs, ihn

dort zu verwahren. Da lag eine ganze Sammlung von ihren Briefen; vielleicht eine ganze, geheime Herzensgeschichte, zu der ich nur halb den Schlüssel hatte. Wie war im Anfange dieser Correspondenz der Ton so herzlich und vertraulich gewesen, so ganz ohne Rückhalt und Beschränkung, so ganz aus voller Seele. Und nach und nach war diese Seele zurückhaltender, matter und stiller geworden, bis zuletzt aus dem Schreiben, das ich soeben in der Hand hielt, fast nur der seelenlose, kalte Geschäftsstyl herausklang. Ich dachte unwillkürlich an die Briefe der Oberstin an Rasumoff. Wenn auch in weniger reinem, edlen Sinne, waren auch sie, wie wahrscheinlich die Olga's, von tiefer Leidenschaft dictirt, der sich die junge, blühende Frau nicht hatte erwehren können. Wie stürmisch mochte ihr Busen gewallt haben, als sie die flüchtigen Zeilen schrieb! Und auch ihr Liebesfrühling war abgestorben. Die allgewaltige Zeit, die Macht der Verhältnisse hatten Alles erkaltet, hatten ihr die Dornen der Reue und Angst, meiner armen Freundin zwar eine fleckenlose, aber auch an Hoffnung bare Erinnerung zurückgelassen. Ach, das Glück ist ein Rausch, der der schalen, unerbittlichen Wirklichkeit so selten entspricht.

In meinem Zimmer fand ich den Adjutanten, der inzwischen ein Buch zur Hand genommen hatte. Er schien indeß zu einer aufmerksamen Lectüre durchaus

nicht disponirt zu sein, denn seine Augen, von rothgeschwollenen Rändern umgeben, waren stier aus ihren Höhlen hervorgetreten, seine bleichen Wangen waren von unnatürlichem Schweiß bedeckt, sein halbgeöffneter Mund zuckte, sein Haar lag wirr durcheinander und die Hand, die er mir darreichte, fühlte sich feucht an und bebte krampfhaft. Ich kannte diese Symptome sehr wohl als Folgen unmäßigen Genusses. Nur durch immer neue Reizmittel werden sie auf kurze Stunden überwunden.

Ich war gespannt darauf, zu erfahren, was dieser Mann von mir wollte. Kam er in feindlicher Absicht, so war ich gerade in der geeigneten Laune, ihm derb zu dienen. Er schien aber keineswegs heute sein sonst oft verletzendes, hochfahrendes Wesen mitgebracht zu haben, sondern vielmehr, wie körperlich, so auch geistig abgespannt, erschöpft zu sein.

„Verzeihen Sie, Herr Gerber, wenn ich Sie incommodire," begann er. „Haben Sie ein halbes Stündchen Zeit für mich? Ich möchte gern Etwas mit Ihnen besprechen."

Ich nöthigte ihn zum Sitzen.

„Mir ist nicht recht wohl," fuhr er fort. „Wenn Sie es in der Nähe haben sollten, würden Sie mich durch ein Glas Wein oder besser ein Glas Grog recht verbinden. Ich weiß nicht, mir ist so wüst zu Sinne."

Das brauchte er mir freilich nicht erst zu sagen,

denn ich sah es ihm deutlich genug an. Indessen klingelte ich und ließ durch Ostrowski Portwein und Gläser bringen.

Nachdem er mit Behagen, fast mit Gier, ein großes Glas geleert hatte, blickte er sich im Zimmer um und meinte:

„Sie sind sehr hübsch eingerichtet, Herr Gerber! Ihr Geschäft muß doch einen bedeutenden Avance abwerfen?"

„Sie wissen, Herr von Rasumoff, daß ich nur der Geschäftsführer meiner Firma bin. Ich, für meine Person, erhalte einen festen Gehalt und vom Netto-Ertrage eine bestimmte Tantième."

„Nun, es wird doch zusammen ein hübsches Sümmchen herauskommen. Ueberdies kostet ja Ihr Haushalt wenig oder gar Nichts. Ach, Sie sind ein glücklicher Mann!"

Dieser Stoßseufzer sagte mir deutlich genug, wo hinaus er eigentlich wolle. Ich that indeß unbefangen und zuckte stillschweigend die Achsel.

„Was ich sagen wollte," begann er wieder, „Sie sind ja auch mit dem Kaufmann Terbutscheff in Tschernigow bekannt. Was halten Sie von dem Manne?"

„Ich rechne ihn zu meinen Freunden; im Geschäft repräsentirt er ein sehr solides Haus."

„Ja, das meine ich auch!" rief der Lieutenant, „und deshalb begreife ich ihn gar nicht. Ich kann

mir gar nicht denken, daß er in Verlegenheit ist, und doch! Sehen Sie, Herr Gerber, Terbutscheff hat ein paar elende Wechsel von mir in Händen und drängt mich jetzt auf eine Weise, daß ich in der That nicht weiß, wo ein noch aus."

„Hm, es treten im Kaufmannsleben zuweilen Conjuncturen ein, wo das baare Geld rar wird und es selbst dem großen Comptoir schwer fällt, die laufenden Zahlungen zu leisten. In solchen Zeiten müssen alle Ausstände allerdings möglichst realisirt werden."

„Ja, zum Teufel!" fuhr Rasumoff auf, „bei mir ist das Realisiren nur nicht immer angebracht. Aufrichtig gesagt, Herr Gerber, ich kann mir in diesem Augenblick durchaus nicht helfen. Sonst hatte ich bei dem verfluchten Juden, dem Ephraim, noch immer ein Hinterthürchen offen, aber seit der verdammten Rauferei ist der Halunke krank und will sich auf Nichts einlassen. Nun ist es aber gerade, als ob der Satan los wäre, und von allen Seiten werden mir meine Wechsel präsentirt. Der Terbutscheff hat allein ein halbes Dutzend in seiner Gewalt. Ich denke, nächstens gewisse andere Lieferungscontracte durchzusetzen und habe sonst noch meine Speculationen im Kopfe, so daß ich wieder flott werden muß. Aber für den Moment bedarf ich ganz nothwendig einer Summe. Wie wäre es, Herr Gerber, wir sind ja gute Freunde mit einander, und da hab' ich mir gedacht, Sie könnten mir

wohl diesen Dienst erweisen. Entweder, indem Sie Terbutscheff den Mund stopfen, oder mir eine baare Summe vorschießen."

„Hm," erwiederte ich, „meine Mittel reichen eben nicht weit. Vor Allem käme es darauf an, zu wissen, welcher Summe Sie bedürfen."

„Für jetzt wäre mir mit zehntausend Rubeln geholfen."

Ein eigenthümlicher Gedanke durchzuckte mich plötzlich. Ich bedachte, daß mit einer Persönlichkeit, wie Rasumoff, nicht viel Umstände zu machen seien und sagte daher betonend:

„Herr Lieutenant, das ist viel Geld und die Sicherheit, die Sie mir bieten können, immerhin eine problematische. Sie können und werden das nicht leugnen. Wir sprechen hier aufrichtig und unter vier Augen miteinander. Ich selbst wüßte überdies schwerlich eine solche Summe prompt flüssig zu machen und ich kann mir denken, daß die Hülfe, deren Sie bedürfen, jedenfalls eine rasche sein muß."

Der Würdige schien Hoffnung zu schöpfen und rief hastig:

„Allerdings, ich bin sehr gedrängt. O wenn Sie dennoch Anstalt machen könnten!"

„Ich will Ihnen Etwas sagen," sprach ich langsam, — „ich habe schon lange einmal ein vertrauliches

Wort mit Ihnen reden wollen. Sie wissen, Herr von Rasumoff, daß ich speziell mit dem Obersten Wesemskoi befreundet bin. Der brave Herr hat mir in traulicher Unterredung Manches angedeutet, Manches geradezu mitgetheilt, was ihn drückt. Es ist dies ganz besonders ein sehr delicater Punkt. Er weiß recht gut, daß Sie früher in gewissen intimen Beziehungen zu seiner Gemahlin gestanden haben, doch ist das lange her und wie er selbst sagt, gleicht die Zeit viel aus. Vieles ist längst vergeben und vergessen. Nun ist es ihm jedoch bekannt, daß Sie, geehrter Herr, noch im Besitz von allerlei Briefen und Billets von der Hand der gnädigen Frau sind, aus einer Periode, wo die Herzen noch lebhafter schlugen und wo mit dem Ausdrucke wohl gerade nicht gegeizt sein mag. Dieser Gedanke demüthigt den Obersten in seinem innersten Gefühle, und er hätte jene Zeugen einer vergangenen Zeit sehr gern zurück. Mit Ihnen selbst darüber zu sprechen, verbietet ihm natürlich sein Zartgefühl. Ihnen selbst können jene Blätter von keinem Werth mehr sein. Wie wäre es, Herr von Rasumoff, wenn wir gegenseitig uns zu dienen suchten; wenn Sie diese Briefschaften zusammenlegten und mir zustellten, wobei ich Ihnen feierlich verspreche, sie nur in die Hände des Obersten oder seiner Gemahlin zu überliefern, ohne daß weiter im Mindesten die Rede davon sein soll. Ich würde dagegen alle Anstrengungen machen,

so daß ich Ihnen morgen die zehntausend Rubel einhändigen kann."

Mein Gegner hatte ruhig zugehört und zwischendurch fleißig dem Portwein zugesprochen. Er lächelte pfiffig in sich hinein.

„Nun, was sagen Sie zu meinem Vorschlag?" fragte ich mit möglichster Gleichgültigkeit.

„Ich denke eben darüber nach," antwortete er, „wie scheinbar unbedeutende Dinge doch zuweilen plötzlich einen Werth bekommen können. An die längstvergessenen Wische habe ich wahrlich nicht mehr gedacht. Aber gut, — ich hoffe, ich werde sie noch in irgend einem alten Schubfach finden. Dann sollen Sie sie haben. Indessen fällt mir ein, daß nächstens noch ein anderes, fatales Papierchen abgelaufen ist, ich glaube, von zweitausend Rubeln. Wie wäre es, wenn Sie mir die noch zulegen wollten?"

Mich empörte dieses Feilschen und außerdem mußte mir daran gelegen sein, ihn nicht zu sehr merken zu lassen, welchen großen Werth ich auf die Erlangung der Briefe legte. Absichtlich sagte ich darum in mürrischem Tone:

„Ach was, Herr von Rasumoff, es ist überhaupt nur eine augenblickliche Laune von mir, die mich zu dem Vorschlage veranlaßt. Die zehntausend Rubel sind für einen Geschäftsmann, der sie mühsam erwerben muß, keine Kleinigkeit und es dürfte lange Zeit darüber

hingehen, ehe ich wieder Etwas davon zu sehen bekomme. Wenn sie Ihnen also nicht genügen, so wollen wir die ganze Sache fallen lassen. Ich muß gestehen, denke ich recht darüber nach — —"

„Nein, nein!" fiel er mir rasch in's Wort, „die Sache ist abgemacht. Also morgen kann ich die zehntausend Rubel haben?"

„Schicken Sie mir heute Nachmittag die Briefe, aber alle, hören Sie wohl, alle ohne Ausnahme, — das muß ich speciell zur Bedingung machen — dann sollen morgen früh elf Uhr die Gelder hier auf meinem Zimmer bereit liegen."

„Abgemacht!" rief er aufstehend. Nun wollen wir auf das gute Geschäft noch einmal anstoßen. Süperber Portwein! Haben Sie nicht ein paar Flaschen für einen guten Freund davon übrig?"

„Wenn Ihr Diener mir die Papiere bringt, werde ich ihm ein Dutzend für Sie mitgeben!"

„Danke, danke! Sie sind doch noch ein capitaler Herr, mit welchem sich ein Wörtchen sprechen läßt. Nun, auf Wiedersehen morgen."

Er ging höchst vergnügt von dannen und auch ich war recht froh über den Zufall, der mich begünstigt hatte. Die Briefe, welche jedenfalls ein indirectes Eheversprechen für Anna enthielten, waren mir viel mehr als zehntausend Rubel werth.

Schon nach Verlauf weniger Stunden erhielt ich

sie wohlversiegelt und sofort eilte ich damit zur Oberstin. Ich bat sie um eine Unterredung unter vier Augen und überreichte ihr das noch uneröffnete Packet, mit dem Ersuchen, genau zu prüfen, ob es vollständig alle etwa compromittirenden Stücke enthalte. Sie war ebenso überrascht als verlegen, aber sie griff mit freudiger Hast danach, riß das Couvert ab und musterte ein Papier nach dem andern. Endlich seufzte sie tief auf und sagte:

„Sie haben mir einen Dienst erwiesen, lieber Gerber, den ich Ihnen nie vergelten kann. Wie ein Alp fällt es von meiner Seele. Jetzt kann ich die Vergangenheit mit ihren Schwächen und Fehlern für immer begraben. Kommen Sie mit zu meinem Manne, daß auch er Ihnen dankt."

Diese Aufforderung glaubte ich ablehnen zu müssen. „Verzeihen Sie, Frau Oberstin, ich meine, das sind Dinge, die Mann und Frau allein mit einander besprechen können. Ich habe überdies noch zu thun und werde heute Abend wieder vorsprechen, um Sie und meine liebe Anna zu sehen."

Es versteht sich von selbst, daß der Oberst über meine gelungene Thätigkeit sehr glücklich war und mir gern versprach, gegen Rasumoff des sonderbaren Handels mit keinem Worte zu erwähnen. Ich hatte ihm überdies die Summe, die es mich gekostet, nicht genannt.

Der Lieutenant erhielt am andern Tage pünktlich sein Geld.

Dies war jedoch offenbar nur, trotz seiner ansehnlichen Ziffer, ein Tropfen im Ocean seiner Schulden. Wenige Wochen vergingen, als er schon wieder zu mir kam, um ein neues Anlehen, und zwar ein noch weit bedeutenderes, zu versuchen. Ich schlug es ihm rundweg ab und er entfernte sich ärgerlich genug. Durch Ostrowski hörte ich, daß er des Abends jetzt auch auf mich, den er vorher gegen seine Cumpane bis in den siebenten Himmel erhoben hatte, zu schimpfen anfing und mich mit allem Möglichen bedrohte. Meine Gefühle für ihn wurden dadurch gerade nicht freundschaftlicher, obgleich ich seine Prahlereien aus dem Grunde meiner Seele verachtete.

Endlich erfuhr ich durch Ostrowski, daß er am letzten Abend ungewöhnlich aufgeregt und lustig gewesen sei und seinen Genossen angekündigt habe, die Zeit der Sorgen müsse nun ein Ende nehmen und er sei entschlossen, einen Plan auszuführen, den er bisher nur noch verschoben, um seine Ungebundenheit so lange als möglich zu behaupten. Kurz, er wolle heirathen und lade alle seine Freunde zur Hochzeit ein, die er in wenig Wochen schon zu feiern gedenke. Den Namen seiner Braut hatte er nicht genannt und pfiffig angedeutet, er wolle keine Nebenbuhlerschaft erwecken, denn

es handle sich um einen Goldfisch, der auch Anderer Appetit erregen könnte.

Mir war es durchaus nicht zweifelhaft, wen er meine und ich hielt es für gerathen, den Obersten nebst seiner Gemahlin und Anna auf den bevorstehenden Sturm aufmerksam zu machen. Wirklich ließ er sich am nächsten Tage bei den Damen melden. Anna hatte sich unter dem Vorgeben von Unwohlsein verleugnen lassen; die Oberstin empfing ihn und er rückte ohne viele Umstände mit seinem Antrage heraus, nunmehr die Tochter heimzuführen, indem er, die Sache ebenso frech als en bagatelle behandelnd, dieselbe als eine längst abgemachte darzustellen bemüht war.

Die Oberstin that höchst erstaunt und erklärte darauf, sie dächte gar nicht daran, Anna jetzt und mit ihm zu vermählen; sie habe außerdem schon anderweitige Anträge, welche Berücksichtigung verdienten, und sie müsse ihm vorerst jede Aussicht auf Realisirung seines Wunsches nehmen; sie glaube nicht, daß in ihrer Tochter eine Neigung für ihn lebe und werde niemals ihr Kind zwingen.

Rasumoff war heftig, wüthend geworden und hatte auf frühere Versprechungen gepocht. Die Oberstin hatte ihm dagegen erklärt, frühere, kindische Scherze wären von gar keiner Bedeutung und es sei ihm wahrscheinlich bekannt, daß in Rußland jedes erwachsene, heirathsfähige Mädchen Braut genannt werde. Er

täusche sich also sehr, wenn er darauf Ansprüche gründen wolle, und soweit ihr erinnerlich, besitze er keinerlei schriftliches Versprechen, auf das er sich berufen könne.

Bei diesen Worten mochte ihm zum ersten Male einfallen, daß er mit seinen Briefen überlistet sei und er gerieth in einen solchen Zorn, daß er sich in gemeinen Schimpfereien gegen die Oberstin ergoß, so daß diese die Klingel ergriff und dem hereintretenden Diener befahl, den Herrn Adjutanten zum Herrn Obersten zu führen, den er zu sprechen wünsche.

Rasumoff sah ein, daß er das Letzte, einen Sturm auf seinen Chef selbst, versuchen müsse, und trat entschlossen in dessen Zimmer.

Meine vorhergegangene Benachrichtigung trug nun ihre guten Früchte, denn der Oberst hatte Zeit gehabt, zu überlegen und mit seiner Frau Verabredung zu treffen. Er erwiderte dem Offizier also ganz ähnlich wie diese, fügte aber außerdem noch die Erinnerung an das falsche Ehrenwort, überhaupt an seine ganze Führung hinzu und schloß entschieden damit, daß er ihm die Hand Anna's versagte.

Rasumoff griff nun zu der Lüge, indem er keck behauptete, Anna liebe ihn und er verlangte, sie zu sprechen. Der Oberst schlug es ihm rund ab, und da er noch immer durch Widerrede lästig wurde, nahm Wesemskoi seine Dienstmiene an und befahl dem Adjutanten, ihn zu verlassen.

Flüche zwischen den knirschenden Zähnen murmelnd gehorchte dieser endlich. — —

Wer Rasumoff in den nächsten Tagen sah, mußte wahrhaft über seine Erscheinung erschrecken. Verwildert rannte er durch die Straßen, mit verglas'ten Augen. verschwommenem Gesicht. Er stürzte von einem Bekannten zum andern, vom Christen zum Juden, bis zum Lumpentrödler herab, um Geld zu borgen — und doch vergeblich. Natürlich klopfte er auch wiederholt bei Ephraim an und ich selbst konnte mich kaum vor ihm bergen; ich hatte mich fest entschlossen, mich gänzlich von ihm loszusagen und die ihm gegebenen zehntausend Rubel herzlich gern, wie man zu sagen pflegt, in den Schornstein geschrieben.

Er mußte übrigens furchtbar von seinen Gläubigern gedrängt werden, und ich für meine Person hegte einen starken, wenn auch nicht durch Beweise unterstützten Verdacht, daß noch Schlimmeres zum Grunde liege. Die Mahnungen allein, selbst auf Wechselschulden hin, konnten einen altgedienten kaiserlichen Offizier nach meiner Ansicht nicht so völlig zur Desperation bringen. Ich war stark geneigt zu glauben, daß er Unrechtfertigkeiten in der von ihm geleiteten Verwaltung zu verbergen, zu decken habe und daß daher seine Angst stamme, die er vergebens in immer größeren Quantitäten geistiger Getränke zu ersäufen strebte.

Sein Zustand war in kurzer Zeit der Art geworden,

daß die älteren Offiziere den Kopf schüttelten, mit einander über ihn beriethen und der Oberst ihn nur noch unter Berücksichtigung seiner langen Hausfreundschaft und früher wirklich geleisteter Dienste schonte. Wesemskoi ahnte nicht, daß diese Schonung, dieses mildherzige Erbarmen an ihm selbst mit tragischer Gewalt sich rächen würde.

Rasumoff hatte sich in seiner Verzweiflung eine fixe Idee gebildet, von der er noch zuletzt Hülfe und Rettung erwartete. Er hatte sich selbst überredet, daß Anna ihn liebe, daß sie nur durch Zwang ihm ferngehalten werde und daß Alles noch gut gehen müsse, sofern es ihm nur gelänge, sie zu sprechen. In diesem Sinne äußerte er sich denn auch gegen seine Genossen im Schubaloff'schen Locale und verschwor sich hoch und theuer, er wolle zu seiner Braut dringen trotz aller Hindernisse und müsse er sich auch mit Gewalt den Weg zu ihr bahnen.

Bei seiner entsetzlichen Aufregung, welche ihn zu allen, auch den kopflosesten Unternehmungen, fähig machte, durften solche Aeußerungen nicht ganz ohne Beachtung bleiben und ich hielt es für meine Pflicht, den Obersten zur Vorsicht zu ermahnen.

Das Haus Wesemskoi lag ziemlich isolirt inmitten eines Gartens; dieser stieß rückwärts an die Stadtmauer und war nach der Frontseite durch ein breites Gitter von der Straße getrennt. Der hintere Theil

des Gartens, auf den die im ersten Stock gelegenen Schlafzimmer und namentlich auch das von Anna ihre Fenster öffneten, war mit dichten Boskets besetzt, während vor dem Hause ein Rasenplatz mit einigen Blumenbeeten lag. Hier wandelte beständig eine Schildwache auf und ab.

Es war Spätsommer geworden und die Nächte, obgleich noch nicht vom Frost heimgesucht, doch schon unangenehm kalt. Der Wind fegte seit einigen Tagen lange, schwere Wolkenstreifen am Himmel vor sich her und obgleich der Mond beinahe voll schien, so ward sein Licht doch abwechselnd auf längere Zeit von eben diesen Wolken aufgefangen. —

Ich war an einem Abend bis nach elf Uhr bei meiner Braut und ihren Eltern gewesen, und das Gespräch war leider wiederum, wie fast immer, mit dem unglücklichen Adjutanten und seinem verstörten Wesen beschäftigt; wir Alle fühlten die Nothwendigkeit, daß recht bald auf eine oder die andere Weise Beruhigung eintreten müsse. Auch auf den phantastischen Gedanken Rasumoff's, daß Anna ihn liebe, kam die Rede und ich bat dringend, die größte Vorsicht anzuwenden und in jeder Hinsicht auf der Hut zu sein. Ja, gewisse Aeußerungen, die mir Ostrowski hinterbracht hatte, ließen mich den Wunsch aussprechen, Anna's Schlafzimmer möge doch verlegt werden, da ich das Mädchen selbst bei Nacht vor einem Ueberfall nicht sicher hielt.

Freilich wurde ich mit dieser Befürchtung, als einer überspannten, ausgelacht, doch sah ich wohl, wie meine Braut innerlich erbebte und der Oberst gab mir, zu meiner Beruhigung, das Versprechen, er wolle sich seines Vorpostendienstes aus alter Zeit erinnern und schon gute Achtung geben; auch solle die Schildwache instruirt werden, damit, wie der gute Alte sich ausdrückte, mir mein Liebchen nicht gestohlen werde.

Wesemskoi begleitete mich bis an die Hausthür; hier hörte ich ihn noch mit dem Soldaten sprechen und zufriedengestellt eilte ich meiner Wohnung zu.

Ein paar Stunden hatte ich unruhig geträumt; schwer lag es mir in den Gliedern, als ob eine geheimnißvolle Macht mich bedrohe und ich warf mich hin und her zwischen Schlafen und Wachen. Plötzlich hörte ich heftige Schläge an der Hausthür; es mochte gegen drei Uhr Morgens sein. Gleich darauf vernahm ich, wie der stets alerte Ostrowski die Treppe hinabeilte, wie er die Thür öffnete und unten laut gesprochen wurde. Ich war augenblicklich aus dem Bette und schon halb angekleidet, als, neben Ostrowski vorbei, ein alter Diener Wesemskoi's bleich und mit entstellten Zügen hereinstürzte und mich aufforderte, sogleich mit ihm zu kommen, denn sein Oberst sei ermordet!

Die Nachricht traf mich gefaßter, als wohl eigentlich natürlich war, aber meine Nerven befanden sich in einem so gespannten Zustande, ich hatte so fest etwas

Unheimliches, Unerhörtes erwartet, daß es mich jetzt, da es wirklich eingetroffen, nicht in Verwirrung setzte. Ich beendete in größter Eile meinen Anzug und folgte, ohne viel zu fragen, dem jammernden Diener. Erst unterwegs ließ ich mir flüchtig die näheren Umstände erzählen, so weit der arme Sergei — so hieß mein alter Begleiter — sie selber wußte und unter den stets wiederholten Wehklagen zu schildern vermochte.

Nach seiner Aussage hatte die Schildwache etwa um halb zwei Uhr ein seltsames Geräusch hinter dem Hause gehört, ein Stöhnen und Wimmern, das sie aber zuerst für übernatürlich gehalten und deshalb gefürchtet hatte. Da jedoch die Töne wieder und wieder erschollen und sogar näher zu kommen geschienen, so hatte der Soldat sich an die Seite des Hauses gewagt und vorsichtig um die Ecke gesehen. Als der Mond einen Augenblick hinter den Wolken hervorgetreten, hatte er dann zu seinem Entsetzen den Obersten selbst, in seinem Blute liegend und am Boden langsam dem Hause zukriechen gesehen, worauf er auch sofort Lärm gemacht hatte. — Der Oberst, erzählte Sergei weiter, sei dann durch die offen gefundene Gartenthür in's Haus getragen, sei auf ein Bett gelegt und man habe gefunden, daß er einen tiefen Stich in die Brust gehabt. Sofort sei ein Bote zum nächsten Arzt, ein anderer, Sergei selbst, auf besonderen Befehl des gnädigen Fräuleins zu mir geschickt, „und in diesem Augen-

blicke,“ fügte der treue Diener mit neuem Jammer hinzu, „ist der liebe, gute, brave Herr Oberst gewiß schon eine Leiche!“

Wir beschleunigten unsere Schritte zur höchsten Eile und hatten bald das Haus Wesemskoi's erreicht. Auf der Vordiele stürzte mir Anna, welche uns hatte kommen hören, laut weinend an die Brust und es war mir nicht möglich, von ihr irgend Näheres zu erfahren. Sie zog mich jedoch in das nächste Zimmer, wo ihre Mutter in stummer Resignation, mit gefalteten Händen auf dem Sopha saß. Auf meine wiederholten Fragen nach dem Obersten flüsterte sie: „Fragen Sie den Arzt, oben!“ und in wenigen Sätzen war ich die Treppe hinauf.

Auf dem Corridor stand die Dienerschaft lautlos, mit bestürzten Mienen; Sergei deutete auf ein Zimmer, in welches ich vorsichtig eintrat. Der Arzt kam mir aus dem daranstoßenden Schlafgemach, dessen Thür angelehnt war, entgegen und machte mir Zeichen, mich ruhig zu verhalten. Dann zog er mich in die entfernteste Ecke und sprach leise:

„Der Oberst schläft. Die Gefahr ist jedenfalls sehr groß; der Stich ist ihm durch die rechte Brust gegangen und ich vermag noch nicht zu entscheiden, ob edle, innere Theile verletzt sind, ob also die Wunde unmittelbar tödtlich sein wird. Die unbedingteste Ruhe

ist vor Allem nöthig. Werden Sie, als nächster Hausfreund, sich der Dinge hier vorläufig annehmen?"

Ich erklärte mich dazu natürlich bereit.

„Dann," fuhr der Doctor fort, „ist es vor Allem nöthig, daß Sie sofort die Anzeige von dem Geschehenen bei der Behörde machen lassen. Der Thatbestand muß ermittelt werden. Ich würde rathen, die nächste Wache zu benachrichtigen, um eine Patrouille bitten zu lassen und demnächst zu erwarten, daß die ferneren Meldungen von dort aus gemacht werden. Es ist in diesem Lande zu gefährlich, selbst, ohne Zuziehen der Behörden, auch nur den geringsten Schritt in einer solchen, jedenfalls criminellen Sache zu thun. Also schnell und vor allen Dingen geräuschlos."

Der Doctor versprach für seine Person, nicht vom Lager des Verwundeten zu weichen. Ich schickte Sergei sofort nach der Wache und begab mich dann wieder zu Mutter und Tochter, um sie zu trösten und ihnen Muth einzusprechen. Der Mann der Wissenschaft hatte ja nicht alle Hoffnung aufgegeben.

Nicht lange dauerte es, so erschien ein Piquet Soldaten und besetzte die Eingänge des Hauses sowie den Garten, welcher letztere der eigentliche Schauplatz der noch unaufgeklärten That gewesen war. — Bald darauf langte auch der General mit mehreren Offizieren und einem Auditeur an, und beim Scheine vieler Lichter ward der Garten untersucht. Man fand Spuren

von Fußtritten, die bis zur Stadtmauer gingen. Ebenso fand man eine leichte Leiter, die offenbar von jener Mauer herbeigeschleppt war, in der Mitte des Gartens liegen und nicht weit davon wiederum mehrere Fußspuren durcheinander. Auf dieser Stelle mußte der Oberst mit seinem Gegner zusammengetroffen sein; ein paar Schritte weiter hin mußte er die Wunde empfangen haben, denn hier begannen die Blutspuren, die sich nun weiter auf dem Wege zeigten, auf welchem der Oberst sich näher an's Haus hingeschleppt hatte.

Näheres war nicht zu entdecken; doch als es Tag geworden und eine nochmalige Nachforschung stattgefunden hatte, ergab es sich als unzweifelhaft, daß der Mörder nach seiner That umgekehrt war und über die Mauer wieder das Weite gesucht hatte; in den Zweigen eines Busches entdeckte man die Scheide eines Offizierdegens.

Der General ersuchte mich um ein Gespräch unter vier Augen und fragte mich auf's Gewissen, ob ich irgend eine Erklärung geben könne oder einen bestimmten Verdacht hege. Ich war in meinem Innern ganz fest überzeugt, daß Rasumoff der Thäter sei, obgleich ich die näheren Umstände nicht errathen konnte; dennoch mochte ich einen rein individuellen Verdacht nicht als einen positiven hinstellen und lenkte nur im Allgemeinen die Aufmerksamkeit auf den Adjutanten, indem ich bemerkte, daß er nächst mir zumeist in diesem Hause aus-

und eingegangen sei und daß er überdies als persönlicher Adjutant des Obersten jedenfalls bei einer etwaigen Untersuchung hinzugezogen werden müsse.

Der General sandte sogleich einen Offizier aus seiner Umgebung ab, um Rasumoff herbeizuholen. Nach Verlauf einer halben Stunde kam dieser an und schien äußerst verwirrt zu sein, doch konnte sein Zustand ebensowohl auf sein Erschrecken über den traurigen Vorfall, als auf etwaige Folge einer vorangegangenen nächtlichen Debauche geschoben werden.

Rasumoff war stier und wie ein Mensch, der seiner Sinne erst wieder mächtig werden muß; der General gab daher leise jenem Offizier, der ihn geholt hatte, den Auftrag, ihn vorläufig nicht aus dem Auge zu verlieren, bis ein verständig Wort mit ihm zu reden sein würde.

Der Auditeur hatte inzwischen mit den Dienstboten gesprochen und sie scheinbar gleichgültig über Dies und Jenes ausgefragt. Plötzlich raunte er dem General ein paar Worte zu und begleitete dieselben mit einem raschen Blick auf den Adjutanten. Gleich darauf fragte der General den Letzteren, warum er nicht im dienstmäßigen Anzuge erschienen sei?

Rasumoff stutzte; der General zeigte auf seinen Degen, der nicht vorschriftsmäßig, sondern ein kleiner Courdegen war, wie er wohl zu Gesellschaften und Bällen, aber nie im Dienst getragen werden darf.

Ich sah, wie der Auditeur jede seiner Mienen beobachtete, sah auch, wie der Unglückliche die Farbe wechselte und bebte, als er die Entschuldigung hervorstammelte, er müsse sich in der Eile und im Halbdunkel seines Zimmers vergriffen haben.

„So gehen Sie augenblicklich und holen den Degen, welchen der Dienst vorschreibt!" — herrschte ihm der General zu; „Sie, Hauptmann Wassilow, begleiten den Lieutenant."

Als die Beiden sich entfernt hatten, wechselten der General und der Auditeur abermals bedeutsame Blicke.

„Wo wohnt der Lieutenant von Rasumoff?" fragte Ersterer.

Die Straße wurde genannt; der General sprach wiederum leise mit dem Auditeur und dieser eilte mit noch zwei anderen Offizieren rasch davon.

Es war eine unheimliche halbe Stunde. Dann und wann schlich ich mich zum Arzt hinauf, der aber noch immer keine andere Nachricht geben konnte und nur eifrig beschäftigt war, mit Sergei's Hülfe und so behutsam als irgend möglich Eisumschläge auf die verwundete Brust zu legen.

Endlich kam jener Hauptmann Wassilow wieder, machte dem General eine Meldung und ward von ihm auf's Neue fortgeschickt. Darauf nahm mich der General bei Seite und sagte:

„Ich kann jetzt dies Haus verlassen; ich glaube,

ich bin dem Thäter auf der Spur; den Rasumoff habe ich verhaften lassen. Thun Sie das Ihrige zur Pflege des armen Obersten, und wenn Sie irgend welcher Hülfe bedürfen, so wenden Sie sich gefälligst direct an mich. Ich werde stets drei Ordonnanzen zu Ihrer Disposition hierher commandiren und spreche im Laufe des Tages selbst einmal wieder vor. Meine Empfehlung an die Damen, die ich jetzt noch nicht stören mag."

Er entfernte sich mit seiner Begleitung und es trat wieder Ruhe, die Ruhe eines Spitals, im Hause ein. Jeder schlich auf den Zehen und vermied ängstlich den leisesten Laut.

Fast eine Woche verging in trauriger Spannung; ich verließ selten das Wesemskoi'sche Haus, in welchem ich mich, der Nothwendigkeit der Umstände weichend, ganz eingerichtet hatte. Dann und wann kam Gregor und unterhielt auf kurze Zeit die Damen; Ephraim schickte täglich, um Erkundigungen über den Obersten einzuziehen. Dieser war wieder zur Besinnung gekommen, ihm aber das Sprechen auf das Allerstrengste untersagt, und somit konnte auch an seine Vernehmung noch nicht gedacht werden. Der erhaltene Stich war als tief, aber nicht geradezu tödtlich erkannt. Er hatte die Lungen leicht berührt und das günstigste Resultat einer sorgfältigen Cur war zwar die Erhaltung des Lebens; aber eine bleibende Lähmung des rechten

Armes, sowie eine starke, nicht zu beseitigende Erschwerung der Respiration mußten ihn für den ferneren Dienst jedenfalls unfähig machen.

Die Oberstin wankte still und gebrochen, mit einer fast rührenden, demüthigen Ergebung in des Himmels Fügung durch ihre Gemächer. Sie erklärte sich außer Stande, an irgend welchen Geschäften und Anordnungen Theil zu nehmen. Aus diesem Grund hatte sie, da ohnehin keine nahe, männliche Verwandte, weder von ihrer noch ihres Gemahls Seite, vorhanden waren, mich gerichtlich während der Dauer der Krankheit ihres Mannes zum Curator bestellen lassen. — Anna hatte sich nach den ersten, leidenschaftlichen Ausbrüchen ihres Schmerzes mit edler Selbstbeherrschung gefaßt und war jetzt fast immer liebend um ihre Mutter besorgt, während sie zugleich unter Anleitung des Arztes auf das Zärtlichste darüber wachte, daß Alles zur Pflege des Vaters Verordnete auf das Pünktlichste ausgeführt wurde. Der Name Rasumoff wurde zwischen uns gar nicht genannt, und über den Urheber der schrecklichen That mit keinem Wort conjecturirt. Es war, als seien wir stillschweigend von der Wahrheit überzeugt.

Auch durch Gregor oder sonstige Freunde konnte ich über den Adjutanten nicht das Mindeste erfahren; es hieß, er sei verschwunden und wir zweifelten nicht, daß er sich noch fortwährend im Militairarrest befinde.

Erst nach geraumer Zeit durfte der Oberst anfangen, leise zu sprechen, und da seine Kräfte allmählig zunahmen, gestattete der Arzt, daß Anna oder ich ihm bisweilen vorlasen. Noch immer ward er mit einer gerichtlichen Vernehmung verschont.

Endlich, — es war schon Mitte Februar, ließ der General anfragen, ob der Zustand des Verwundeten erlaube, daß er dem Auditeur ein Protokoll in die Feder dictire und es ward hinzugefügt, er möge bei diesem, am Ende nothwendig werdenden Geschäfte, für sich alle Schonung beanspruchen und nur nach und nach, soweit seine Kräfte jedesmal erlaubten, seine Aussage zu Papier geben.

Ich hatte später Gelegenheit, diese Aussage kennen zu lernen. Sie war kurz und lautete im Wesentlichen wie folgt:

An jenem Abend, als wir noch über Rasumoff gesprochen, hatte der Oberst noch ein Stündchen auf seinem Zimmer gelesen; auch er hatte sich durch unser Gespräch etwas unbehaglich und aufgeregt gefühlt, wenn er gleich uns gegenüber Scherz daraus gemacht hatte.

Eine Stunde etwa nach Mitternacht glaubte er im Garten ein Geräusch zu hören, doch achtete er nicht gleich darauf, weil er meinte, seine Einbildung täusche ihn, und weil er weit entfernt war, an eine wirkliche Gefahr zu denken. Das Geräusch hatte sich indessen

wiederholt und im Aerger darüber, daß er sich durch zufällige Laute, die möglicher Weise durch eine verirrte Katze oder einen Hund verursacht waren, doch nervös erregt fand, beschloß er, in den Garten hinunter zu gehen, um sich durch Auffindung des in einem Thiere vermutheten Unruhestifters vor sich selbst zu beschämen.

Er ging im Schlafrock und Hausschuhen behutsam die Treppe hinab und öffnete ebenso leise die Gartenthür, immer in der Furcht, von seiner Frau oder Tochter gehört und wohl gar verhöhnt zu werden. Das unheimliche Geräusch kam näher; es war ein langsamer, schleifender, schleppender Ton. Der Mond war gerade hinter Wolken versteckt.

Indem der Oberst der ohngefähren Richtung folgte, die ihm sein Ohr bezeichnete, stolperte er plötzlich über einen Gegenstand, der sich quer vor seinen Füßen hinbewegte und in dem er später eine Leiter erkannte. In der Dunkelheit taumelte er, griff in der Luft um sich und erfaßte den Arm eines Mannes, der ihn zurückschleuderte und im nämlichen Augenblicke nach ihm stach. Der Oberst fiel mit einem leisen Schrei zu Boden und der Fremde, der keinen Laut von sich gegeben, beugte sich, vielleicht selbst erschreckt, über ihn. In diesem Moment war die Wolkenschicht, die den Mond bedeckte, etwas dünner geworden, und er glaubte bei dem ungewissen Schimmer in dem Gesichte vor ihm dasjenige des Adjutanten zu erkennen. Er gab

jedoch ausdrücklich zu Protokoll, daß er sich hierin sehr leicht irren könne, denn er sei sofort ohnmächtig geworden, und da er sich kurz vor dem Ereigniß in Gedanken viel mit Rasumoff beschäftigt habe, so könne das Erkennen seines Antlitzes recht wohl ein Bild der bloßen Phantasie gewesen sein.

Der Oberst wußte über den ferneren Verlauf nicht viel zu sagen. Als er aus seiner Ohnmacht zu sich gekommen, habe ihn entsetzlich gefroren; er habe Schmerzen in der Brust und eine allgemeine Kraftlosigkeit gefühlt, die ihm nicht einmal gestattete, laut um Hülfe zu rufen. Darauf habe er sich bemüht, nach dem Hause hinzukriechen und sei abermals bewußtlos geworden. Erst im Bette und unter den Händen des Arztes habe er sich wieder gefunden. —

Soweit der Oberst. Der Vollständigkeit wegen kann ich gleich hier hinzufügen, was sich vor- und nachher bei der Untersuchung gegen den Adjutanten ergeben.

Schon gleich am Morgen der verhängnißvollen That war der Auditeur innerlich überzeugt, daß kein Anderer als Rasumoff das Verbrechen begangen habe. Er kannte vermöge seiner amtlichen Stellung sämmtliche Offiziere der Brigade und hatte sich schon längst speziell in die Angelegenheiten des Adjutanten genaue, wenn auch geheime Einsicht verschafft, in der festen Ueberzeugung, daß er ihm über kurz oder lang, auf die eine oder

die andere Art, in die Hände fallen werde. Zum Obersten stand kein anderer Offizier in so nahem Verhältniß, wie Rasumoff, und daß trotzdem zwischen Beiden in jüngster Zeit eine deutliche Spannung eingetreten sei, war dem Auditeur ebenfalls nicht entgangen. Als nun die Degenscheide im Garten aufgefunden ward, ja, schon als der Arzt die Verwundung als durch einen Degenstich erfolgt, declarirt hatte, wandten sich des Rechtskundigen Gedanken auf den Adjutanten; als derselbe mit der undienstmäßigen Waffe erschien, steigerten sich diese Gedanken zur Gewißheit und er äußerte sich darüber entschieden gegen den General.

Rasumoff ward demnach verhaftet und gestand nach kurzem Leugnen sein Verbrechen. Er hatte um jeden Preis in den Besitz von Anna und durch sie zu den bedeutenden Geldmitteln gelangen wollen, deren er, bei der gänzlichen Zerrüttung seiner Verhältnisse, durchaus bedurfte. Die Vorstellung, daß Anna ihn liebe, war keine erlogene; er hatte sich so in dieselbe hineingedacht und geredet, daß er am Ende selbst fest daran glaubte. So hatte er denn bei nächtlicher Weile zu ihr dringen wollen, weil man sie bei Tage geflissentlich vor seiner Annäherung hütete und hatte auf ihr Herz und ihre Hülfe vertraut, um die künftigen Pläne für ihr Leben zu schmieden.

Diese ganze Unternehmung war an sich mehr lächer-

lich, als verbrecherisch gewesen, — die Ausgeburt eines verbrannten oder vielmehr durch Noth und Angst confus gemachten Gehirns.

In aufgeregtem, etwas trunkenem Zustande war er in jener Nacht an die Ausführung seines längst beschlossenen Entwurfes gegangen. Er hatte sich eine Leiter gemerkt, die jenseit der Mauer in einem wüsten Krauthofe lag. Ganz allein war er, aus Schubaloffs Weinstube kommend, dorthin geschlichen, war mittelst jener Leiter in den Garten Wesemskoi's gelangt und wollte sie nun bis zu Anna's Kammerfenster, das ihm wohlbekannt war, schleppen, um unter dem Schutze der dunklen Nacht eine Unterredung mit ihr zu erzwingen. Eine weitere verbrecherische Absicht hatte er nicht.

Ganz unwillkürlich hatte er auf seinem finsteren Wege den Degen in die Hand genommen; man konnte dieser seiner Versicherung glauben; wenn er in seiner Stimmung überhaupt an Mord gedacht hätte, so wäre es vielleicht, nach verunglücktem Unternehmen, Selbstmord gewesen. Wer aber überhaupt auf falschen Bahnen, auf Schleichwegen geht, pflegt feig und furchtsam zu sein, und nur eine solche instinctive Regung war es, die ihn die blanke Waffe führen ließ.

Ganz unerwartet stieß er nun im Dunkeln auf einen Menschen, auf einen Gegner, — denn nur als einen solchen konnte er Jeden ansehen, der ihn auf

seinem gesetzlosen Wege kreuzte. Er erkannte ihn im ersten Augenblicke nicht, stieß ihn von sich, zuckte den Degen gegen ihn, — aber auch in derselben Secunde überkam ihn das Bewußtsein seiner That mit plötzlicher, furchtbarer Angst, die sich zum Entsetzen steigerte, als er, über den Gefallenen gebeugt, den Obersten selbst erkannte. Wie von Furien gejagt, entfloh er; er wußte selbst nicht, wie er über die Mauer zurückgekommen und auch das Fehlen der Degenscheide hatte er erst bemerkt, als er durch den Hauptmann Wassilow zum General beschieden wurde. —

Die Aussagen stimmten somit im Allgemeinen völlig zusammen; von einem vorbedachten Morde konnte nicht die Rede sein. Man hatte Rasumoff lange ohne Entscheidung im Untersuchungsarreste sitzen lassen, weil man vorerst abwarten wollte, ob die Verletzung des Obersten direct den Tod herbeiführen würde. In dieser Zwischenzeit waren natürlich die Adjutanturgeschäfte an einen andern Offizier übergegangen und es hatte sich bei näherer Einsicht in seine Verhältnisse die ganze, trostlose Lage derselben herausgestellt.

Rasumoff war seinen Cameraden und Vorgesetzten als tüchtiger Offizier sehr wohl bekannt und ebenso bestritt Keiner, daß er von Natur durchaus kein bösartiger, schlechter Charakter war. Ein unbeschreiblicher Leichtsinn, bodenlose Schwäche, Hingabe an ein frivoles, üppiges Leben, in dessen Gefolge sich Laster

mancherlei Art einstellten, hatten ihn tiefer und tiefer sinken lassen.

Es war demnach nicht sowohl Haß und Rache, die gegen ihn laut wurden, sondern Verachtung, welche jedoch immer noch von Mitleiden gemildert ward. Diese Momente kamen denn auch in dem Gerichte zur Geltung, das über sein Loos zu entscheiden hatte, und das Resultat war nach langen Verhandlungen und nach endgültiger Entscheidung von St. Petersburg, daß der Lieutenant von Rasumoff zum Gemeinen degradirt und in eines der kaukasischen Regimenter geschickt wurde.

Ich erwähne hier, daß diese Strafe unter den obwaltenden Umständen als eine sehr gnädige angesehen werden durfte. Das Degradiren vom Offizier zum gemeinen Soldaten kommt in Rußland gar nicht selten vor, und Obersten und Generale hat schon oft genug ein solches Loos getroffen. An dem Ort ihrer Bestimmung angelangt, werden diese Menschen, welche häufig den angesehensten Familien angehören und die zuweilen ihr Schicksal nur einer persönlichen Intrigue, oder ihrer politischen Ansicht, einem unvorsichtigen Worte, einer verunglückten Speculation nach russischem Zuschnitt verdanken, mit Rücksicht behandelt und es bleibt ihnen in der Regel unbenommen, durch Auszeichnung vor dem Feinde sich wieder zu Rang und Würden empor zu schwingen. Ueberhaupt ist der

plötzliche und gewaltsame Wechsel von Glück und Elend in jenem großen und in vielen Punkten noch orientalische Reminiscenzen tragenden Reiche weniger auffallend; der Russe ergiebt sich darein mit weit größerem Gleichmuthe, als es der Bürger irgend eines andern europäischen Staates thun würde, und auch die Gesellschaft macht lange nicht soviel Wesens und Aufhebens davon.

Rasumoff, der in den Kreis meiner Freunde so viele Sorgen und Gefahren gebracht, war also verschwunden und ich habe seitdem nie wieder Etwas von ihm gehört.

Nunmehr ward es dringend Pflicht, auch andere Angelegenheiten zu ordnen. Der Oberst, welcher zwar den größesten Theil des Tages außer Bette zubringen, aber seine Zimmer nicht verlassen durfte, fühlte selbst, daß sein Lebensfaden nicht lange mehr ausreichen würde und drang darauf, sein Haus vor seinem Ende bestellt zu sehen. Er verlangte, daß ich mich baldmöglichst mit seiner Tochter vermählen solle.

Ich hatte demnach über meine Zukunft jetzt definitiv zu entscheiden. Seit einigen Monaten hatte ich, wie bereits erzählt, die Geschäftsangelegenheiten für Wesemskoi zu führen gehabt und dabei Gelegenheit gefunden, mich zu überzeugen, daß das Vermögen ein viel größeres sei, als ich jemals geahnt hatte. Der Oberst bestand nun darauf, daß ich mich gänzlich von

meinem kaufmännischen Stande lossagen und allein der Verwaltung seiner Gelder und Güter, von denen er mir einen großen Theil sogleich bei der Verheirathung abtreten wollte, leben solle. Zwar ward es mir unsäglich schwer, auf dies Verlangen einzugehen, aber ich sah auch ein, daß ich den russischen Sitten und meiner Liebe ein Opfer bringen mußte, daß ich die reiche Erbin nicht in das Gewühl eines Kaufhauses hineinführen dürfe. Außerdem hoffte ich, mit den Geldern des Obersten, die bisher nur sehr nachlässig verwaltet waren, so zu operiren, daß für mich eine interessante Thätigkeit, für uns Alle ersprießlicher Nutzen dadurch erzielt würde. So willigte ich denn endlich ein und schrieb an meinen Prinzipal nach Petersburg, indem ich mein Verhältniß zu seiner Firma kündigte und ihn bat, für einen Ersatzmann in meiner Stelle zu sorgen.

Bis dies letztere geschah, verging abermals ein halbes Jahr. Meine jetzt definitive Verlobung hatte ich natürlich auch an Olga berichtet; ich erhielt von ihr einen Brief mit ernstem Glückwunsch, indem sie jeden Segen des Himmels auf mich und die Erwählte meines Herzens herabbeschwor. Zugleich bemerkte sie jedoch, daß sie es fortan für angemessen halte, unseren brieflichen Verkehr einzustellen; sie werde demnächst ein, den Umständen nach günstiges Unterkommen finden, — das sie mir indessen nicht näher bezeich-

nete, — und sie sage mir hiermit für immer Lebewohl!

So war auch dieses Band zerrissen. Trotz aller Bemühungen habe ich seitdem nicht erfahren können, wo das liebe Mädchen geblieben, was aus ihr geworden ist, wie es ihr ergehe. Auch Gregor konnte oder wollte mir keine bestimmte Auskunft darüber geben; ich glaube fast, daß er im Auftrage von Olga handelte und daß dies das einzige Geheimniß war, das zwischen uns Beiden waltete.

Alle früheren Verhältnisse waren demnach gelöst und jetzt vor sieben Jahren, im schönen Monat Mai, erschien der Tag, der mich auf ewig mit meiner Anna verband. Schon die Hinfälligkeit des Obersten bedingte es, daß unsere Hochzeit äußerst still gefeiert wurde. Von meinen alten Bekannten waren nur Gregor Eibenstorff und mein guter, lustiger Terbutscheff aus Tschernigow zugegen. Ephraim überraschte mich durch Zusendung eines prächtigen, silbernen Theeservices, und wenige Tage nach meiner Hochzeit hatte ich die Freude, daß Rabbi Levi uns besuchte und zwar nicht allein: er stellte uns Judith als seine Neuvermählte vor.

Das erste Jahr unserer Ehe war ein trübes; der Oberst ward von Tag zu Tage schwächer, und als habe er nun seine Lebensaufgabe vollendet, da er seine Tochter in sicherer Hut wußte, bereitete er sich ergeben

und heiter zum Tode vor, der ihn auch schon nach wenigen Monaten, im Juli desselben Jahres, sanft aus unserer Mitte nahm.

Die Oberstin war seit der Catastrophe im Garten nicht wieder heiter geworden. Ohne daß ihr Verstand eigentlich gelitten hatte, konnte sie tagelang still vor sich hinbrütend dasitzen; sie war geduldig, sanft, aber eine unheilbare Melancholie schien die Herrschaft über sie gewonnen zu haben. Schon ihr bloßer Anblick war im Stande, Anna's und mein junges Glück zu dämpfen.

Wir sannen hin und her, um ihr Zerstreuung zu verschaffen; endlich fielen wir auf die Idee, mit der armen Mutter eine Reise nach Deutschland zu unternehmen. Sie willigte gelassen ein, wie sie überhaupt gar keinen Widerspruch gegen unsere Wünsche kannte.

Im folgenden Sommer reis'ten wir; Deutschland wurde in seinen schönsten Partieen durchstreift. Wir hatten einige Wochen am Bodensee verweilt, den Oberrhein und Heidelberg gesehen und eine geschäftliche Angelegenheit, unsere Güter in Rußland betreffend, rief mich nach Stuttgart, wo ich einige mit der Wesemskoi'schen Familie befreundete Männer treffen sollte.

Wir überstiegen den Schwarzwald. Eines Tages machten wir in einem Dorfe Halt, in dem es uns ausnehmend gefiel. Die Oberstin behauptete wehmüthig

lächelnd, sie fühle sich hier unwillkürlich an ihre theure Heimath erinnert.

Der Abend war schön. Wir saßen vor der Dorfschenke um einen runden Tisch, auf welchem unsere Diener den Thee servirt hatten. Vor uns senkte sich das Thal, und da wir schon in ziemlicher Höhe waren, konnten wir auf die Häupter der vor und unter uns im Schatten träumenden Bäume herniedersehen. Die Stunde hatte etwas unbeschreiblich Ruhiges, Befriedigendes, und selbst der Wildbach, der neben uns vom Berge sprang, schien seine rauschende Lust zu mäßigen, um die sanfte Harmonie der Scene nicht zu stören.

Etwa funfzig Schritte links von uns war eine kleine Anhöhe, von Fichten umkränzt; eine Steinbank mit hölzerner Lehne stand dort oben und die letzten Strahlen der Sonne weilten noch wie zum Abschiedsgruß auf dieser Stelle.

„O, dort muß es schön sein!“ sagte die Oberstin, in deren Augen eine seltsame, ungewohnte Flamme loderte. „Führt mich dort hinauf, meine Kinder, dort möchte ich beten.“

Wir faßten die gute Mutter unter den Arm und führten sie langsam der lieblichen, friedlichen Stätte zu.

„Laßt mich hier ein wenig allein,“ bat sie weiter, „ich will hier mit dem Vater sprechen und auch Eurer gedenken. Kommt, küßt mich, meine Kinder!“

Wir thaten wie uns geheißen war und entfernten

uns, behielten sie jedoch von unseren Plätzen vor dem Hause aus beständig im Auge. Wir sahen, daß sie still in die scheidende Sonne blickte; einmal hob sie beide Arme wie segnend empor, dann sanken die Hände gefaltet in den Schooß und sie neigte ihr Haupt wie zum stillen Gebet.

So saß sie eine lange Weile; die letzten Abendstrahlen waren verglommen und es dünkte uns, als wenn die Luft plötzlich kühler würde. Deshalb standen wir auf, um die Mutter an die Rückkehr zu mahnen.

Wir fanden eine Leiche! — Sie lehnte an die Rückwand der Bank, das Haupt war auf die Brust geneigt. In den Mienen lag eine himmlische Freudigkeit und Versöhnung. Die Verirrungen ihres Lebens waren von ihr genommen und, eine geläuterte Seele, war sie in Frieden heimgegangen!

Ich drückte mein Weib an meine Brust und las in ihren Augen ohne zu sprechen. Sie verstand mich dennoch; sie weinte; die Thränen der Tochter flossen um die geschiedene Mutter, aber der Schmerz war kein wilder, zorniger; sie fühlte gleich mir, daß ein gebrochenes Herz die Ruhe gefunden hatte, nach der es sich lange in stillem Verlangen gesehnt.

Wir blieben nun einige Tage in dem Dorfe; ich traf die nöthigen Vorkehrungen bei den Behörden und an derselben Stelle, wo sie gestorben, schlummert jetzt

die Mutter den langen Schlummer und ein Denkstein bezeichnet den uns heiligen Ort.

Die Reise ging zunächst nach Stuttgart, ferner durch Sachsen, Thüringen und zuletzt nach Mecklenburg, wo wir meinen alten Onkel aufsuchten, der sich auf einem kleinen Gute niedergelassen hatte und uns trotz seines Alters noch rüstig und in herzlicher Freude entgegentrat. Wir verweilten mehrere Tage unter seinem gastlichen Dache und zu meiner aufrichtigen Befriedigung nahm ich wahr, wie deutsche Sitte und deutsches Wesen meiner Anna von Tag zu Tage lieber wurden. Ich hatte mit meinem Onkel mehrfache vertrauliche Besprechungen und kehrte endlich mit meiner Frau über Petersburg nach Kiew zurück.

In der mächtigen Residenz war es mir unmöglich, über das Schicksal der Pagenstecher'schen Töchter irgend Etwas zu erfahren. Man lebt in Rußland und ganz besonders in Petersburg viel rascher als anderswo und die Uebergänge sind gewaltsamer, plötzlicher. Die Häuser, in denen ich so gemüthlich verkehrt hatte, waren in fremde Hände gekommen; die alte Oberstin Eibenstorff war gestorben und Lysinka hatte noch das Glück gehabt, in ihren alten Tagen einen pensionirten Collegienrath zu heirathen, mit dem sie in einer entfernten Provinz lebte. Gregor war abwesend und auch in Kiew fand ich ihn nicht; es hieß, daß er in Dienstgeschäften nach dem Süden abgegangen sei.

Nur meine israelitischen Freunde, Ephraim, Levi und dessen Frau traf ich noch wie ich sie verlassen hatte. Terbutscheff ließ mich durch einen seiner Schwiegersöhne grüßen und mir melden, daß er noch immer der alte, heitere Mann und mein ergebener Freund sei, daß er jedoch noch eine andere, sehr enge Freundschaft angeknüpft habe, die ihn zuweilen tüchtig plage; es sei dies das Podagra und er habe beinahe eine Ahnung, als ob er wohl Zeit seines Lebens ein wenig reichlich gut gegessen und getrunken habe.

In Kiew hatten wir keine näheren Freunde und wie ich schon früher bemerkte, eben so wenig Verwandte. Meine Frau wurde überdies schon durch Haus und Garten an die traurigen Ereignisse erinnert, deren Zeuge diese gewesen, und sie sehnte sich hinweg. Die Frage war nur, wohin? Etwa nach Petersburg oder Moskau, in das Geräusch einer großen Weltstadt?

Unsere Mittel hätten es allerdings erlaubt, aber weder Anna's noch mein Sinn stand darauf gerichtet. Seit einiger Zeit hatte ich bemerkt, daß sie in ihrem Gespräch immer wieder auf unsere deutsche Reise zurückkam. Besonders hatte es ihr beim Onkel in Mecklenburg gefallen und endlich kam sie einmal damit heraus, daß sie sich nichts Angenehmeres denken könne, als auf einem ähnlichen, wenn auch etwas größeren Gute, an einem der schönen Seen dieses Landes zu wohnen.

Ich sprang entzückt auf und preßte sie in meine

Arme. Sie hatte einen stillen Herzenswunsch von mir ausgesprochen, ja, ich hatte in unbestimmter Ahnung, daß es vielleicht doch einmal so kommen würde, schon mit Onkel allerlei darauf bezügliche Pläne verabredet. Jetzt schrieb ich sogleich an diesen und durch seine Vermittelung gelang es mir, meinen Zweck zu erreichen. Ich machte meine Capitalien nach und nach flüssig und bewohne jetzt schon seit fünf Jahren eins der am reizendsten gelegenen Güter Mecklenburg's. Anna fühlt sich dort glücklich und zwei reizende, kleine Töchter, unsere Kinder, sind der Mutter Stolz und ihre Freude. —

Kleine Reisen im Sommer oder der Aufenthalt in einem der lieblichen Ostseebäder, gelegentliche Besuche von unseren Nachbarn und den nach und nach erworbenen Freunden bringen eine angenehme Abwechselung in unser Leben und die vergangenen Tage mit ihren mannigfachen Befürchtungen, Schrecken und Leiden sind nur noch in abgekürzter, ruhiger Erinnerung für uns vorhanden." —

* * *

Wir haben Martin Gerber ohne Unterbrechung forterzählen lassen, müssen aber hier nachholen, daß selbstverständlich der ganze Vortrag nicht so hintereinander weg gehalten wurde. Unsere drei Freunde waren durch

das günstige Wetter, welches unmittelbar nach dem Pfingstfeste eintrat, veranlaßt, noch einige Tage in Lübeck zusammen zu bleiben und sie benutzten diese Zeit zu Ausflügen nach Travemünde und in die sonstige, an vielen Punkten so reizende Umgebung der Stadt. Nach solchen Excursionen konnte man sie denn regelmäßig am Abend im Rathskeller an ihren gewohnten Plätzen sitzen sehen, wie sie im eifrigen Gespräch ihre Lebenserfahrungen austauschten.

Nachdem Gerber mit den seinigen zu Ende gekommen war, sagte Hugo Sternberg:

„Du hast einen practischen Lebensweg durchgemacht und gezeigt, daß auch in dem so häufig als prosaisch verrufenen Gange des geschäftlichen, kaufmännischen Lebens Ereignisse vorkommen können, die zu einer Fülle von Betrachtungen führen, besonders wenn man sich die Mühe giebt, zu beobachten und die Charaktere zu studiren. Du hast es gethan und Dich zumeist länger bei den Motiven als bei den Thatsachen aufgehalten. Soll ich Dir sagen, was mir am meisten in Deiner Erzählung aufgefallen ist?"

„Ach!" meinte Gerber, — „Du magst wohl Manches auszusetzen haben. Ich weiß, ich bin ein bischen Träumer und lasse mich leicht hinreißen, bei meinen Darstellungen zu sehr in die Breite zu gehen. Dagegen will ich gar nicht leugnen, daß ich einen speciellen Widerwillen gegen lange Schilderungen von Natur,

Landschaft, Localitäten habe, welche so manche Erzählung schmücken und allerdings drastischer zu machen vermögen. Mein Augenmerk ist stets mehr auf das Gemüthliche und Geistige gerichtet gewesen und freilich sind solche Erörterungen meist nüchterner, als jene bunte Bildermalerei."

„Ich glaube," sagte August Barendorf bedächtig, „Freund Sternberg hat noch etwas Anderes im Sinne. Wir sprachen im Anfange davon, daß das Ziel eines bürgerlichen Menschenlebens die Gründung der äußeren Existenz und die der Familie sei und Du hast uns, Gerber, auch alle Phasen richtig geschildert, die Du zu durchlaufen hattest, bis Du zum glücklichen Ziele gelangtest. Du hast besonderes Gewicht auf Deinen Aufenthalt in Petersburg gelegt, auf die Familie Pagenstecher und namentlich Olga, und doch sind die sie betreffenden Verhältnisse nur episodisch in Dein Leben verflochten. Sie verschwimmen zuletzt resultatlos. Dagegen von Derjenigen, welche am Ende bestimmt war, Dein Glück zu erfüllen, von Deiner Anna, hast Du uns im Ganzen nur ein sehr flüchtiges Bild entworfen. Habe ich nicht Recht, August? Und Du, Gerber, was veranlaßt Dich, über ihr Wesen so leicht hinweg zu gehen?"

Sternberg erklärte, daß auch ihm gerade Dies aufgefallen sei und Gerber erwiderte:

„Nennt es Discretion oder wie Ihr wollt; ich fühle

eine gewisse Scheu, über ein Wesen, welches mir noch immer so nahe steht, welches sich noch immer vor meinen Augen täglich neu entwickelt, eine motivirte Charakteristik auszusprechen. Ich würde es für eine Art Voreiligkeit, ja für Leichtsinn und Frevel halten. Es dünkte mich gerade so, als wolle ich über ein noch in der Vollendung begriffenes Bild, über ein noch nicht abgeschlossenes Meisterwerk urtheilen. Und noch Eins kommt hinzu. Ich weiß, was ich an meiner theuren Anna besitze und fühle mich glücklich in diesem Besitz. Ich würde eine abergläubige Furcht haben, dieses mein Glück in seine einzelnen Bestandtheile mit forschendem Verstande zu zergliedern; man nennt es wohl Zerkleinerung der Freuden, wodurch man sich den Genuß des schönen Ganzen stört. Seht, Freunde, alles wirklich Schöne in der Schöpfung hat der liebe Gott in einen gewissen heiligen, mystischen Duft und Schleier, in ein Ahnen, Hoffen und Erwarten gehüllt. Diesen Schleier sollen wir nicht freventlich lüften. Abgethane Dinge, Charaktere, die unserm unmittelbaren Verkehr entrückt sind, können wir durch die Loupe betrachten und zergliedern, — die Gegenwart erlaubt das nicht, wenn sie uns nicht strafen und unserem Leben jeden Hauch von Poesie entfremden soll."

„Du magst Recht haben!" rief Hugo. „Mir ist es in diesem Sinne ohngefähr ergangen. Ich habe freilich der Schönheit zu früh in ihrer Werkstatt nach-

gespürt und mir dabei häßlich die Finger verbrannt. So Mancherlei, wie Du, habe ich nicht erlebt, aber was ich durchgemacht, will ich Euch mit flüchtigen Strichen schildern. Es ist gewissermaßen ein Gegenstück zu Deinem Leben, Martin, und ich hebe mir eine kleine Ueberraschung für Dich auf. Nur Eins muß ich bemerken. Weil ich Gelegenheit haben werde, von Personen und Verhältnissen zu sprechen, die ich nicht blosstellen mag, so nehme ich mir die Freiheit, da, wo es mir nöthig scheint, den wirklichen Namen anders zu substituiren. —

Ich bin reicher Leute Kind aus dem Eutinischen und konnte also mit andern Prämissen in's Leben blicken, als Du, Martin. Meine Eltern hatten mich in die Pension des alten, prächtigen Doctor Friedrich gegeben, der ja noch bei allen seinen früheren Schülern im lebhaftesten und freundlichsten Andenken steht. Sein Institut war gerade damals in der höchsten Blüthe; wir waren zwischen zwanzig und dreißig Zöglinge und gehörten Alle mehr oder weniger reichen Familien an. Hamburger Millionaire schickten alle ihre Söhne nacheinander in dieses Pensionat, ebenso russische, norwegische, englische Banquiers, und selbst von jenseits des Oceans, namentlich aus Westindien, kamen junge Leute, die hiesige Schule zu besuchen, welche unter ihrem Director Göring und später unter Professor Jacob's Leitung sich eines so weit verbreiteten Rufes erfreute.

In unserem, dem Friedrich'schen Hause, ging es hoch her und wir nannten uns mit entschiedenem Stolze die Friedericianer. Auf der Schule bildeten wir eine besondere Phalanx, die in allen Stücken zusammenhielt und oft genug die anderen Mitschüler terrorisirte. Noch denke ich mit Lächeln daran, wie erhaben wir uns über Jene fühlten, wenn wir im Winter auf des Doctors langem Schlitten, von seinen beiden dicken Rappen gezogen, zur Schule fuhren und wenn die Leute auf der Straße scheu zur Seite traten, auch wohl ihre Hüte zogen und riefen: „Seht, da kommen die Friedericianer!" Wir waren gern gesehene Gäste in der Stadt, denn wir brachten viel Geld unter die Leute und man sah uns deshalb auch manchen Unfug gutmüthiger Weise nach. Uebrigens hielt unser Doctor, der selbst ein ächtes Bild der Gemüthlichkeit und Bonhomie war, streng darauf, daß seine Pensionaire ein nobles Air bewahrten, und seine französischen, englischen und deutschen Hauslehrer waren angewiesen, uns eher einmal einen dummen als einen ordinairen Streich nachzusehen.

Unsere Hauptintriguen waren gegen einige Vorsteherinnen von weiblichen Erziehungsanstalten gerichtet. Gleich uns waren auch viele fremde junge Damen oder eigentlich Backfische aus aller Herren Ländern und aus den höchsten Rangclassen in Lübecker Institute gesandt, da diese Stadt das Renommée einer be-

sonders guten Sitte und einer gediegenen Wissenschaftlichkeit hatte und zum Theil noch hat. Wir Friedericianer betrachteten uns nun als die natürlichen Ritter jener milchblütigen Fräulein, die von ihren Vorsteherinnen mit entsetzlicher Prüderie angeleitet und überwacht wurden.

Eine bekannte Thatsache ist es, daß ein Bogen je eher springt, je straffer man ihn anspannt, daß Druck zum Widerstande reizt und wirklich habe ich weder in unserer eigenen noch in sonst einer Knabenpension jemals eine solche geheime, sittliche Verwilderung getroffen, wie überhaupt in Fräulein-Instituten. Gerade dadurch, daß die armen Mädchen von allen unschuldigen Freuden des Lebens ausgeschlossen oder daß ihnen diese durch eine argwöhnische, jedes menschliche Vertrauen verwerfende Beaufsichtigung vergällt werden, hält man sie fortwährend in Aufregung, ob das, was sie beginnen, auch unrecht, sündlich, unschicklich sei. Sie werden dadurch zu moralischen Splitterrichtern erzogen und es ist bekannt, daß Niemand eine größere Einsicht in alle Verkehrtheiten, Unsittlichkeiten und Verworfenheiten des Lebens erlangt, als eben der Richter selbst. Würde man sie unbefangen über den bunten Teppich des Lebens dahin gehen lassen, so würden sie in ihrer Herzensreinheit erhalten. Wenn man ihnen aber bei jedem Schritte zuruft, hier liege eine Viper verborgen, dort eine Kröte, dort ein Molch;

hier wächst Schierling und da wieder Basilienkraut, so werden sie systematisch mit alle den Scheußlichkeiten vertraut und der Blumenstaub der Unschuld und Kindlichkeit ist von ihrer Seele verwischt.

Nehmen wir einfach die berüchtigten Spaziergänge solcher Pensionen, wie wir sie noch täglich zu unserem Ergötzen und — Bedauern sehen können. Die jungen Damen gehen paarweise in langer Reihe einher, hinterher und wenn möglich auch vorn eine Gouvernante. Die so zwischen ihren Haustyrannen eingekeilten Mädchen wissen, daß jede ihrer Gesten, Gang, Setzen der Füße, Haltung, Armbewegung, Tragen des Kopfes und, um ja das Wichtigste nicht zu vergessen, jeder Blick auf das Strengste controlirt wird und daß nach der Zurückkunft in die Pension eine ebenso scharfe als peinliche Kritik erfolgt. Sie marschiren also genau nach Vorschrift, wie die Drahtpuppen, und jede subjective Anmuth und Natürlichkeit verschwindet. Sie selbst bilden sich, wenn sie recht dumm sind, auf ihre Tournüre Etwas ein; andere ertragen nur widerwillig den Zwang und erscheinen gedrückt, gelangweilt, mißmüthig, bleichsüchtig und krank; noch andere, und zwar die Mehrzahl, haben dennoch ihre verstohlenen Zeichen und Blicke, mit denen sie sich verständigen und ihre Begleiterinnen täuschen. Während sie anscheinend tadellos einherschreiten, steckt ihnen der Schelm im Nacken; sie erkennen selbst ihre erzwungene Steifheit

als Comödie und ihr Jugendübermuth und Freiheitsdrang rächt sich durch Anspinnen und Durchführen der gewagtesten und gerade nicht sittenstrengsten Intriguen. Ich bin überzeugt, daß jede Fräulein-Pension Pracht-Exemplare dieser letzteren Gattung darbietet und — was Wunder? — Hat man doch das Aeußerliche, den Schein in ihnen auf den Thron erhoben, die verschiedensten Charaktere in eine Schablone gepreßt, — wo sollen da Ehrlichkeit, Wahrheit und Natürlichkeit bleiben?

Wir Friedericianer galten, schon weil unsere Eltern reich waren, für die Elite der heranwachsenden Mänerwelt und hatten die Auszeichnung, dann und wann zu einem, mit strengster Auswahl arrangirten und mit Argusaugen überwachten Gesundheitsballe oder einem gleich steifen Concerte in den Sälen des einen oder anderen Pensionats eingeladen zu werden. Das genügte vollkommen, um ganze Feldzugspläne in's Werk zu setzen, trotz Schanzen und Barrikaden, welche die Prüderie der Gouvernanten uns entgegensetzte. Das Allernothwendigste war, den alten Damen selbst die Cour zu machen, was uns freilich sauer genug ankam, uns aber auch wieder in der Selbstverleugnung übte und daher nach unserer eigenen Ansicht sehr moralisch und für unsere Ausbildung pädagogisch richtig war. Hatten wir nun alle unsere Aufmerksamkeiten gegen diese Jungfrauen in gereiften Jahren vorgelassen, so avancirten

wir zum Range eines sehr achtbaren, sehr bescheidenen und soliden jungen Mannes, welcher sich vor seinen wilderen Kameraden durch Gesetztheit auszeichne und den Fräuleins als sittliches Ideal bezeichnet wurde. Das war es eben, was wir wollten, denn es bedurfte jetzt nur noch eines Winkes gegen die letzteren, daß wir im Grunde des Herzens gar nicht so versimpelt und lammfromm seien, so war die Intrigue fertig, wir hatten Geheimnisse zusammen, die Conspiration nahm ihren Fortgang auf demselben Felde, das die Gouvernanten als Erziehungsprinzip gewählt hatten: auf dem der Verstellungskunst und des falschen Scheins.

Ich hatte von Jugend auf eine Neigung und etwas Talent zur Malerei, und wenn ich auch nach dem Willen meiner Eltern Jurisprudenz studiren sollte, um dereinst in meinem engeren Vaterlande mich dem Staatsdienst zu widmen, so schwebte mir doch immer der Gedanke vor, daß ein Künstlerleben ein weit interessanteres sein müsse, und ich versäumte weder Zeit noch Gelegenheit, mich in meiner Kunst mit Stift und Pinsel zu vervollkommnen. So hatte ich es denn schon als Gymnasiast zu einem gewissen Renommée als begabter Maler gebracht und da Zeichnen und Malen zu den sogenannten noblen Passionen gehört, so wurde es auch in den Fräuleins-Pensionen mit Heftigkeit betrieben.

Ich hatte in einer derselben, die freilich nicht in

Lübeck selbst, sondern auf dem fast unmittelbar an die Stadt grenzenden holländischen Gebiete lag, ein Fräulein Henriette v. R. aufgespürt, die den Eindruck auf mich machte, als sehne sie sich, noch mehr wie ich, der Siebenzehnjährige, nach einer interessanten „Liaison.“ Sie mochte etwa sechszehn Jahre alt sein, war hoch gewachsen und vollständig entwickelt; ihr gesundes, ovales Gesicht, umrahmt von dunklem, äußerst vollem Haar hatte etwas überaus Sinnliches, besonders der Mund mit den schwellenden, lüsternen Lippen. Ihr Auge war zu gewissen Zeiten mit einer unbeschreiblich feucht=tiefen Gluth erfüllt, aber sie verstand es meisterhaft zu beherrschen und legte für gewöhnlich so viel starre Kälte, so viel Gefrorenes hinein, daß man sie für eine unnahbare Hoheit halten konnte. Mir hatte sie jenen Glutblick gezeigt und ich hatte ihn verstanden.

Sobald Henriette erfahren hatte, daß ich malte, warf sie sich mit Leidenschaft gleichfalls auf die Kunst, für welche sie vielleicht mehr Talent zeigte, als ich selbst. Sie war überhaupt ein so begabtes Wesen, daß sie Alles, was sie mit Ernst angriff, was sie energisch wollte, bis zu einem bedeutenden Grade von Vollendung bringen konnte. Freilich war sie auch so angelegt, daß sie eben so rasch wieder abspringen und das Angefangene gänzlich liegen lassen konnte. Kurz, es war eine gewaltsame, leidenschaftliche Natur mit großen Anlagen zum Guten wie zum Bösen.

Welcher Mißgriff nun, ein solches Wesen, das nach jeder Richtung hin geleitet werden kann, das aber vor allen Dingen eines warmen Mutterherzens oder in der Ermangelung dessen, eines, dieses ersetzenden, weichen und theilnehmenden Gemüthes bedarf, der Leitung kalter, nur die Form kennender Gouvernantenseelen anzuvertrauen! Kein Mensch ist von Natur, von der Geburt an bösartig oder schlecht. Die Umstände erst machen ihn zu Dem, was er ist, wobei freilich zu berücksichtigen, daß Dieser mehr, Jener weniger der Beaufsichtigung bedarf. Die schönsten Früchte der Menschenbildung erzielt man im Garten, wo Rosen wachsen, wie Henriette eine war, — wenn nämlich der Gärtner, die Gärtnerin darnach sind; wenn sie es nicht an Herzlichkeit und wahrer Liebe fehlen lassen, deren ein solches Pflänzchen vor Allem bedarf. Sonst wird daraus ein dorniger Strauch, der verletzt und weder Blüthe noch Frucht entfaltet. Henriette, die bestimmt war, eine Zeit lang der Dämon meines Lebens zu werden, hätte eine Zierde ihres Geschlechts sein können, hätte sie frühzeitig eine verständige, eingehende, mütterliche Freundin gefunden.

So aber war sie mit ihren wogenden, unklaren Gefühlen auf sich selbst und auf das Versteckenspielen mit Gedanken und Träumen angewiesen. Schon ein Versuch, den sie einst gemacht hatte, sich der Instituts-Vorsteherin gegenüber auszusprechen, war mit jenem

falschen, pädagogisch ernst sein sollenden Tone aufgenommen, der sie für immer auf sich selbst zurückscheuchte. Die Dame hatte ihr einen langen, langweiligen Sermon gehalten und hinterher mit dem Arzte gesprochen, der Henrietten Camillenthee und niederschlagende Pulver verordnete. Eine solche Verhöhnung hatte in's Gegentheil umgeschlagen und das Mädchen völlig auf den trotzigen Kriegsfuß gesetzt.

Henriette war also eine eifrige Malerin geworden und suchte mit scheinbarer Gleichgültigkeit bei ihren Gouvernanten um geneigten Rath und Unterstützung dabei nach. Sie wußte geschickt genug auf mich anzuspielen. Ich dagegen that, als wenn ich das Mädchen gar nicht der Beachtung werth hielt, schmeichelte aber der Vorsteherin als Mäcenin und Kennerin, obgleich ich sehr wohl wußte, daß sie einen Rembrand nicht von der Klexerei eines Schildmalers zu unterscheiden wußte und daß sie kaum auf einer Landschaft eine Fichte von einer Weide zu unterscheiden verstand. Sie hörte jedoch beim Besuche von Kunstausstellungen, bei den abendlichen Theegesellschaften u. s. w. aufmerksam zu, behielt gewisse Schlagwörter, formulirte daraus geistreich sein sollende Phrasen und wurde vermittelst solcher Geheimmittel das Orakel ihrer Umgebungen. Wir wissen ja aus der Erfahrung, daß die Dümmsten das größte Wort zu führen pflegen, daß Dreistigkeit am

meisten in der Welt fördert und daß eigentliches Wissen nur zu um so größerer Bescheidenheit führt.

Durch meine Tactik hatte ich mir das höchste Vertrauen, ja eine gewisse zärtliche Neigung der altjungferlichen Vorsteherin erworben, die ich böser Bube dafür im Stillen so sehr verhöhnte, so arg zu betrügen trachtete. Sie erlaubte mir, in ihrem eigenen Hause, das sonst vor jungen Herren gehütet wurde, wie ein Taubenschlag vor dem Marder, — ein kleines Atelier einzurichten. Bald arbeiteten Henriette und ich gemeinschaftlich im Beisein der Vorsteherin; diese wurde in Gespräche allerlei Art gezogen und ihre Meinung stets gleich einem salomonischen Urtheil von uns gebilligt, angestaunt, bewundert. So fingen wir sie in ihrer Eitelkeit, die bald in nur zu großes Vertrauen überging.

Schon wagte sie, dann und wann das Zimmer zu verlassen und diese Momente wurden von uns zu glühenden Erklärungen, Händedrücken und Liebkosungen angewendet. Mit bewunderungswürdigem Talent vermochte Henriette ihre Züge zu bemeistern, wenn sie die nahenden Schritte des alten Fräuleins hörte und ihre Uebergänge von Gluth zur scheinbaren Gleichgültigkeit wären einer besseren Sache würdig gewesen.

Ich selbst war eigentlich mehr berauscht und betäubt von dieser albernen Liebelei als angethan davon und das war am Ende noch ein Glück. Einem solchen

Mädchen gegenüber hätte ein Mann von mehr Erfahrung als ich und mit irgend laxer Moral Viel verderben können.

Henriette war übrigens nicht die Einzige, welche hinter dem Rücken der Vorsteherin ihre Intrigue spielte; als ihr Vertrauter erfuhr ich, daß fast alle junge Damen ähnliche Verhältnisse hatten, daß die Dienstboten und Brodjungen die verliebten Correspondenzen besorgten, daß die kühnsten Unternehmungen ausgeführt wurden, um geheime Zusammenkünfte zu veranstalten. Kurz, unter dem äußern Schein von strengstem Anstand verbarg sich in diesem Hause ein kleines Sodom und Gomorrha.

Mitunter kamen Scenen wirklich komischer Art vor, die selbst dem Ernsthaftesten ein Lächeln abgewinnen mußten. So erinnere ich mich einer drolligen Verwechselung, die das ganze Institut in Aufruhr brachte und mir natürlich von Henriette im Triumph erzählt wurde. Eine der Pensionairinnen erwartete zu ihrem Geburtstage aus ihrer Heimath ein Packet mit allerlei Geschenken. Ein Friedericianer sah ebenfalls aus derselben Stadt einer Sendung Wäsche entgegen und es traf sich, daß die Anfangsbuchstaben seines Namens und dessen der Dame dieselben waren. Auf der Post wurden die Packete beim Ausbringen verwechselt.

Fräulein X. hatte also richtig zum Geburtstag ihr Packet erhalten und neugierig umstanden die Vor-

steherin, die Unterlehrerinnen und die andern jungen Damen dasselbe, um alle die Herrlichkeiten zu schauen, die es enthalten möchte. Vorsichtig wurden die Näthe aufgetrennt, eine Hülle fiel nach der andern, die Spannung stieg. Jetzt wurde das letzte Papier entfernt und man denke sich den verschiedenen Ausdruck der Gesichter: — vor ihnen lagen, mit schmalem, rothen Band zierlich gebunden, mehrere Dutzend Manns-Hemden und — feine, gewebte Tricots!

Niemals sollen die Mienen der Gouvernanten so verdutzt erschienen sein; so viel Mühe sie sich auch bis dahin gegeben hatten, ihren Elevinnen für alle Fälle und Gelegenheiten die entsprechende Contenance einzuschärfen; dieser Fall war in ihrem Programm noch nicht vorgesehen und es war kein Wunder, daß die ganze Gesellschaft plötzlich auseinander stob, um die verschiedensten Gefühle zu verbergen: Verlegenheit, Aerger, Zorn, Wuth, — Lachlust und Schadenfreude.

Doch genug von diesem Schülerleben. — Fräulein Henriette wurde im Laufe der Zeit nach Hause berufen, wir schrieben einander eine Weile lang, dann verlor ich sie aus den Augen. Ich selbst bezog, nach abgelegtem Maturitäts-Examen, die Universität.

Ein paar Jahre lang studirte ich auf verschiedenen Hochschulen oder ich hielt mich doch daselbst, wie man zu sagen pflegt, Studirens halber auf. Damit suchte ich dem Willen meines Vaters zu genügen, aber meine

Seele war niemals bei den Pandekten. Auch das eigentliche Studentenleben zog mich wenig an und ich fühlte mich trostlos gelangweilt, blasirt.

Ein eigentliches Gemüthsleben war mir nicht aufgegangen, denn eine Erziehung im Pensionat, auch wenn dieses von der besten Art ist, ersetzt niemals die tausend traulichen Bezüge, welche das Elternhaus bietet, und in uns Deutschen regt sich ein Etwas, das gerade die Traulichkeit und Innerlichkeit durchaus verlangt. Es ist ein Zug in unserem Nationalcharakter, den wir um jeden Preis hegen und pflegen sollten; er zeichnet uns vor den meisten andern Völkern aus und giebt unserem ganzen Wesen eine Geschlossenheit, die vor zu leidenschaftlichen Abirrungen, vor Phantasterei und Schwindel bewahrt. Er giebt uns ein sicheres Arcanum gegen trostlose Speculation und Oberflächlichkeit; er macht uns zu Cosmopoliten, aber auf ganz besondere Weise; zu hausbackenen Cosmopoliten, möchte ich sagen, und das hat auch sein Gutes.

Meine kleinen Erfahrungen während des Schülerlebens, deren Erzählung ich Euch nicht erlassen konnte, weil sie den Grund zu meiner Seelenstimmung legten, hatten mir eine cynische Spottlust und eine Selbstüberhebung eingetragen, die mich, so jung ich war, doch schon wegwerfend auf das Treiben der Welt herabsehen machte. Ich hatte den Tand des Lebens, den Schein unverhältnißmäßig hoch stellen sehen und

nur gar zu sehr den faulen Kern, der darunter verborgen, durchschaut. Das eigentlich Große und Erhabene im Menschenverkehr war mir ein Fremdes geblieben, weil mein Gemüth nicht aufgeschlossen war, es in seinem geheimen, tief poetischen Walten zu erkennen, zu empfinden.

Die Wissenschaft, der ich mich speziell ergeben sollte, trug nicht dazu bei, mein Herz zu erwärmen und auch meine Kunst, die Malerei, vermochte es nicht, obgleich ich in jener Zeit von ihr Alles erhoffte. Ich habe erst später, nachdem das Leben selbst mich tüchtig durchgeschüttelt, eingesehen, daß auch der eigentliche Künstlerberuf, den ich mir hochfahrend andichtete, eine Täuschung war.

So stand ich denn unter der studirenden Jugend recht vereinsamt da, auf einer exclusiven Stufe. Für den Uebermuth der fröhlichen, phantastischen Jugend hatte ich kein Herz; die Satzungen der Burschenschafter und Corps erschienen mir kindisch und lächerlich, — als eine Welt voll Albernheiten und theilweiser Rohheit. Ich begriff nicht, daß ein ritterlicher Kern darin lag, der trotz seiner Thorheiten und Ueberschwänglichkeiten das frische Blut, den unabhängigen Sinn in tausend und abertausend deutschen Männern fließend erhalten hat, das unter dem Druck fremdländischen Wesens und einheimischer Pedanterie und Förmlichkeit in Gefahr war, zu erstarren.

Natürlich erregte meine Sonderhaltung vielfach den Spott, um nicht zu sagen, den Zorn und Hohn meiner Commilitonen; ich vergalt Gleiches mit Gleichem. Es kam häufig zu Reibungen und Rencontres auf der Mensur; da ich ein guter Fechter war, ließ ich mich das nicht kümmern, machte noch obendrein den sogenannten Pauk-Comment lächerlich, indem ich mich über alle die herkömmlichen Vorsichtsmaßregeln mit Binden und Bandagen moquirte und mehrte die Zahl meiner Feinde von Tag zu Tage. Noch mehr zuwider, als die renommirenden Studenten, waren mir jene, die den Exclusiven nachahmen wollten und sich an den Schweif Derjenigen hängten, die entweder durch hohe Geburt oder gleich mir durch Reichthum äußere Vortheile oder Chancen für die Zukunft zu versprechen schienen. Diese Parasiten giebt es auf jeder Universität und sie sind es, die mit Recht volle Verachtung verdienen, weil ihr Behaben kriechend, knechtisch, sclavisch ist.

Indem ich, in meiner Abneigung gegen ein burschikoses Wesen, das ich nicht verstand, die kleineren Universitäten mied, hielt ich mich eine Zeit lang in Berlin auf und fand meinen Umgang vornehmlich in den Häusern einiger Banquiers und einiger Staatsbeamten, an welche ich durch meine Familien-Verbindungen gewiesen war. — Der gesellschaftliche Ton konnte durchaus nicht befriedigen. Die Reaction stand

in ihrer vollsten Blüthe und durch sie war eine Gesinnungslosigkeit, eine Furcht, eine Heuchelei einerseits an die Tagesordnung gekommen, die jedes ehrliche, aufrichtige Wort verdächtigte; andererseits hatte sie der Speculation und dem Schwindel unter der Aegide der am Ruder sitzenden Büreaukratie Thor und Thür geöffnet. Die unsinnigsten Repressalien gegen die freiere Richtung wurden von der herrschenden Partei vorgeschlagen, welcher alle Mittel Recht dünkten, die geeignet erschienen, die dunklen Feudalgelüste zu fördern und die mit Angst und Grauen betrachteten Zeichen der Zeit zu dämpfen. Zwei solcher Mittel haben durch viele Jahrhunderte hindurch als untrüglich gegolten, wenn gleich zur äußersten moralischen und politischen Depravation der Völker: — die Kirche nämlich und das geheime Gerichtsverfahren, letzteres mit allen seinen Anhängseln und Consequenzen von Terrorismus, Polizeiwillkür und egoistischen Chicanen. Die wieder herrschende Partei hielt sich an den Traditionen, welche schon so unendliches Wehe über die Staaten gebracht haben, indem sie schroff den Gegensatz zwischen Regierenden und Regierten, zwischen Fürst und Volk hinstellen. Sie vergaß dabei indeß nicht, wiederum den Fürsten nur als umgeben und gestützt von seinen Rittern denkbar hinzustellen, ihn, von seinen Rittern getrennt, als eine Abnormität zu betrachten, als ein Unding, das gar nicht existiren

kann, und somit ist des Pudels Kern nichts Anderes, als daß die Ritterschaft die Hauptsorte im Staate ist und Alles, was geschieht, durch sie und — für sie geschehen soll. Das Königthum, eingeschüchtert durch die Ausschreibungen der Demokratie von 1848 und entweder zu schwach oder absichtlich nicht gewillt, diese letztere mit fester Hand in geordnete, feste Bahnen zu leiten, vergaß, daß die Ritterschaft oder, wie der Sprachgebrauch geworden ist, das Junkerthum in ihm nur das Prinzip und nicht die Person aufrecht hielt; daß es unter Umständen sein gefährlichster, weil egoistischester Feind werden könne, ein weit gefährlicherer Feind als die am Ende gutmüthige und mit einigem guten Willen schon zufrieden zu stellende Demokratie, — und stürzte sich somit kopfüber in eine Reaction, die ebensowenig klug als zeitgemäß war. Es trug auf dieser Bahn von vorn herein den Keim ihrer Unhaltbarkeit in sich. Die Junkerpartei schloß sich desto fester zusammen und alle Hebel wurden ihrerseits in Bewegung gesetzt. Die Camarilla beutete die hohen, verwandtschaftlichen Bande aus, welche sich zunächst über Sachsen, Baiern, Oesterreich, selbst bis Neapel erstreckten und in anderen deutschen Staaten oder vielmehr Hofhaltungen willkommene Knotenpunkte fanden, und wir hatten eine Zeit lang das wunderbare Schauspiel, daß die russische Regierung liberaler war, als die preußische. Die letztere suchte alle unbequemen

Männer der Gegenpartei zu entfernen, gleichviel auf welche Weise; politische Verfolgungen, Ausweisungen, Verhaftsnahmen ohne Verhör in gesetzlicher Frist waren an der Tagesordnung, während der Schwindel und die Polizei eines Hinkeldey und Consorten straflos ihr Wesen trieben.

Jedoch, wie schon angedeutet, genügt es nicht, auf politischem Felde allein zu reagiren; von jeher hat das Königthum, das heißt das despotische, die Religion als das beste Mittel zu seiner Erhaltung und Förderung betrachtet. Es hat nie einsehen wollen, daß die Hülfen der Religion den Stützen gleichen, welche man einem gebrechlichen Thurme ansetzen und ihn vermittelst derselben aufrecht halten kann; daß aber die Leiter der Religion es in ihrer Hand behalten, jeden Augenblick diese Stützen wegzunehmen und somit den Bau zertrümmern zu lassen. Diese Religion ist nicht verwachsen mit der königlichen Politik, sondern ein nach gleichen Zwecken strebender Rival. Das ächte Königthum ruht auf der breiten Basis der Volksthümlichkeit als in sich genügender, sicherer Bau und bedarf nicht jener Stützen von Seiten einer Religion, die nach der Vorschrift ihres Stifters von der Politik ausgeschlossen ist, sich aber später als Kirche weltliche Macht und Einflüsse angemaßt hat, die den Königen stets gefährlich, den Völkern verderblich wurden.

Gleichviel, — in Berlin war die Kirchlichkeit, das

heißt, der Schein derselben, Mode und Pflicht geworden, und mancher sonst ehrliche Mann sah sich gezwungen, die Maske der Heuchelei vor das Gesicht zu nehmen. Dies letztere thaten aber mit wahrem Fanatismus alle jene Glücksritter, Speculanten und Schwindler, die mit der herrschenden Partei zu buhlen nicht verschmähten und die zum Lohne ihrer hochgetragenen Religiosität Begünstigungen, Concessionen, Duldung, Vorschub, nützliche Winke aller Art erhielten.

Kurz, die Corruption war im schönsten Flor und eine Hetzjagd nach Ehrenstellen und Geld, — natürlich mit Hindernissen, die nicht Jeder überspringen mochte, — in vollem Gange. Wohin das geführt hat, ist bekannt. Der liebe Gott hat selbst ein Einsehn gethan; der bei seinem Regierungsantritt von seinem Volk so jubelnd begrüßte, geistreiche, wohlwollende, brave König konnte den auf ihn eindrängenden Einflüssen nicht widerstehen; körperliche Schwäche trat hinzu und ein, was die Person des hohen Herrn betrifft, tief zu beklagendes Ende hat ihn den Wirren der Parteien entrückt.

Nun gut, solche Verhältnisse fand ich, als ich nach Berlin kam. Die Geschäftsleute, Kaufherren und Banquiers nützten die Umstände nach Kräften aus; die Staatsbeamten fügten sich den Erfordernissen des Augenblickes und wer darin nur recht geschmeidig war, hatte gute Chancen, denn es ist nicht zu leugnen, daß

der Egoismus des Einzelnen, wenn er nur scham- oder gewissenlos genug ist, dem Strome zu folgen, unter dem geschilderten Systeme viel größere Aussichten hat, als unter einer rationellen Regierung, die keine Bevorzugung nach Gunst und Farbe, sondern nur nach Tüchtigkeit und geleisteter Arbeit kennt.

Die jüngere Gesellschaft vertrieb sich die Grillen auf möglichst leichtfertige Weise. Auch das ist eine nothwendige Consequenz der, wenigstens in Preußen jetzt hoffentlich überwundenen Regierungsform, daß sich die jungen Männer weniger um den Erwerb gediegener Kenntnisse bemühen, denn sie wissen, daß sie die Gescheidtesten, Gelehrtesten, Tüchtigsten von der Welt sein können, ohne daß es ihnen nützt, wenn sie zufällig nicht die Partei-Ansicht von Oben theilen wollen oder können, wenn sie sich zu ehrlich zum Heucheln fühlen; — daß viel untergeordnetere Capazitäten ihnen dennoch vorgezogen werden, möge ihr Charakter übrigens sein wie er wolle, daß, kurz gesagt, nicht Verdienst und Können, sondern Heulen mit der Modestimme allein Aussicht auf Gewinn und Ehren bietet. Jener Leichtsinn also, welcher jedesmal in der Bevölkerung der Staaten einriß, die nach engherzigen, exclusiven Programmen regiert wurden, nahm auch in dieser Residenz überhand. Ich selbst, haltlos, übersättigt, ohne eigentlich noch genossen zu haben, blasirt durch Mangel an Gemüthswärme und ernstem Thätig-

keitsdrang, ein bis jetzt erwähntes Weltkind, stürzte mich leicht und gern in die keineswegs geistigen, aber doch amüsanten Genüsse, in welche mich die Söhne des Herren Banquiers, die Referendare und jugendlichen Räthe einzuweihen strebten, — um so mehr, als es bekannt war, daß ich über große Wechsel zu verfügen hatte.

Ich war inzwischen mündig geworden und hatte dadurch freie Disposition über ein bedeutendes Vermögen gewonnen, das mir von einer seitwärtigen Verwandtschaft bereits vor Jahren zugefallen war. In dieser Hinsicht war ich also ohne Sorge und fand mich vor Allem wohl in den glänzenden Salons des pensionirten Raths Marburg in der ***straße, wo unsere, allerdings ziemlich buntscheckige Gesellschaft fast allabendlich zusammenkam.

Rath Marburg war ein kleiner, ältlicher Mann mit einem gelben, hageren Gesichte, in welchem ein paar graue, stechende Augen und eine kleine sehr stark gebogene Nase sich bemerklich machten, welche letztere mit ihrer nach unten gekrümmten Spitze fast wieder die schmalen Lippen berührte. Dies Gesicht machte genau den Eindruck, als habe man einen gelben Papagei vor sich.

Rath Marburg ging stets sehr sauber in schwarzem Frack und dito Zubehör; goldene Ringe, Uhrkette, Schnupftabaksdose waren die Aushängeschilder des

kleinen Mannes, der, sein abscheuliches Gesicht abgerechnet, einen ganz reputirlichen Herrn vorstellt. Zu seiner Familie gehörte eine sehr große, dicke Dame, seine Frau, die jedoch fast niemals zum Vorschein kam; dann seine Tochter Eugenie, eine hochgewachsene und wohlproportionirte Blondine, eher fett als mager, mit einer bedeutenden Neigung zur Bequemlichkeit, aber auf der andern Seite auch mit Anspruch auf Witz und Sarcasmus und von Mutter Natur mit einer ungebührlichen Portion Sinnlichkeit ausgerüstet: — kurz, eine nicht unschöne, doch etwas zu massige, zugleich zu geistigem und körperlichem Kampf herausfordernde Aspasia; endlich eine Nichte, Margarethe, siebenzehn Jahre alt, klein, schwarzhaarig, zierlich, eidexenartig und lüstern. Man hätte die Nichte eher für die Tochter des Raths halten können, so ähnlich sah sie ihm, nur mit dem Unterschiede, daß ihre Züge noch nicht so scharf waren und daß die vollen Lippen noch sehr wohl mit dem Uebergewicht der Nase rivalisiren konnten.

Beide Damen waren stets in Seide elegant, wenn auch etwas überladen an Schmucksachen, Spitzenwerk und dergleichen gekleidet; das Ueberladene erstreckte sich jedoch nicht auf die Façon der Kleider, im Gegentheil, war oben am Ausschnitt viel Stoff gespart und ich vermuthe, daß dies von den jungen Damen nur aus ästhetischen Gründen geschah, um uns Andern die

wirklich vollendeten Büsten in ihrer Schönheit und doch so großen Verschiedenheit bewundern zu lassen; hier reiche Fülle, dort reizende Zierlichkeit und beide des Meißels eines Praxiteles würdig. — Beide Damen waren gebildet; sie hatten jene ächte Berliner Bildung, die von jeder Sache, auch von Wissenschaften und Künsten, Etwas weiß und versteht und dieses Etwas mit Lebhaftigkeit, wenn gleich nicht zu vermeidender localer Färbung zur Geltung bringt. Solche Damen möchten wir die Epigonen der jüdischen Berliner Berühmtheiten aus dem Anfang dieses Jahrhunderts nennen. Ich habe mich nie gewöhnen können, diesen letzteren den Weihrauch zu streuen, den ihnen eine Zeit lang so viele, sonst geistreiche Männer spendeten. Sie lebten in einer Zeit und in einer Residenz, die gerade damals geistig ungemein steril war, und dadurch kam es, daß sich Alles, was nach etwas Höherem lechzte, und dies weder am streng abgeschlossenen Hofe, noch in den junkerlichen Kreisen der königlichen Gensd'armen, noch in der nüchternen Geselligkeit der Bourgeoisie fand, zu ihnen flüchtete. In unseren Tagen würden wir vielleicht dieselben Damen gespreizt und unausstehlich gefunden haben.

Das waren Fräulein Eugenie und Margarethe freilich nicht; jener alte Berliner Tic, der sich nach meiner Ueberzeugung aus den angedeuteten Cirkeln noch immer herschreibt, war bei ihnen vertreten, aber

unwillkürlich, nicht gemacht. Sie waren Naturproducte der Gegenwart, wie diese einmal war: — Sonntags, wie sich von selbst versteht, in großem Putz, mit goldbesetztem Gesangbuch und mit möglichst viel Aufsehen zur Kirche; — drei Mal an einem Tage, wenn es sein konnte, — und Abends und in der übrigen Zeit — nun eben natürlich, recht natürlich.

Als ich durch meine Freunde, den Rath Plessen und Herrn Alexander Bredow, einen Banquierssohn, bei Marburg eingeführt wurde, wußte ich gerade nur so viel, daß er ein pensionirter Rath mit gutem Vermögen, daß er lebenslustig und gastfrei, seine Gemahlin aber fast immer krank sei, weshalb seine Tochter und Nichte die Honneurs des Hauses machten. In der That habe ich die Räthin nur ein einziges Mal gesehen und zwar, als ich ihr bei meiner ersten Einführung in ihrem kleinen Privatsalon vorgestellt wurde.

Die Räumlichkeiten, welche zur Aufnahme der Gäste dienten, waren groß; sie bestanden in drei mächtigen Sälen, sämmtlich im hinteren Flügel. Zwei derselben liefen parallel, ein dritter bildete die Verlängerung eines der ersteren; die vierte Ecke des großen Quarré's war in drei kleine Zimmer oder Cabinette getheilt, in welche sich einzelne Gruppen zur Privatunterhaltung zurückziehen konnten. Die ganze Einrichtung hatte offenbar etwas Berechnetes. Auch die Garderobe-

zimmer lagen nach hinten hinaus und alle diese Räumlichkeiten waren vom Vorderhause, der eigentlichen Privatwohnung der Familie, durch eine Querwand und Mittelthür abgetheilt.

In dem vorderen Saale links war der gewöhnliche Empfang und Conversation; in dem dahinter ward gespielt und zwar nicht nur an gewöhnlichen L'hombre- oder Whisttischen, sondern eine große, grünbeschlagene Tafel deutete darauf hin, daß auch andere und gefährlichere Spiele getrieben wurden. Der Vordersaal rechts war der Musik und dem Tanz gewidmet; er enthielt zu dem Ende ein schönes Fortepiano.

Die Gesellschaft, welche ich in diesem seltsamen Hause antraf, bestand, was die Herren betrifft, zumeist aus reichen, jungen Dandy's und ferner aus Fremden, die man vorzustellen für gut befunden hatte. Heikeliger war es mit den Damen bestellt, die ich, um es mit einem Mode gewordenen Worte zu sagen, als der demi monde angehörig bezeichnen möchte. Verstohlener Weise besuchten indeß auch manche junge, schöne Frauen und Fräulein aus den aristokratischen Kreisen diesen Cirkel, und den Vorwand bot ihnen das Spiel; die eigentlichen, festen Coriphäen der Salons waren zugleich die der Oper und des Ballets.

Sehr bald wurde ich auch über die eigentliche Stellung und die Verhältnisse des Raths Marburg

aufgeklärt. Die Unkosten seiner Assembléen bestritt er keineswegs aus eigener Tasche, sondern zog seinen bedeutenden Antheil von dem Gewinn, den das Hazardspiel abwarf. Letzteres wurde in den späten Abend- und Nachtstunden äußerst hoch getrieben und es fanden sich dazu Personen aus den höchsten Schichten der Gesellschaft ein. Es war nicht unmöglich, daß der Herr Rath auch noch außerdem subventionirt wurde, denn der Grundsatz aller despotischen Regierungen, daß man, zur Verschleierung des dominirenden Princips, dem Unterherrn ponem et circensis bieten müsse, mochte auch in diesem Falle maßgebend sein. Nicht nur die alten Imperatoren Roms huldigten dieser Ansicht; wir finden sie vertreten im vormärzlichen Wien und im heutigen Paris und wenn man öffentlich, aus einem gewissen sittlichen Schamgefühl, Gesetze wider das Spiel und andere Laster proclamirt, so ist das noch immer kein Hinderniß, dergleichen im Stillen und im Interesse der Partei zu begünstigen.

Manche Männer trafen sich übrigens auch in den Salons des Rath Marburg, die weniger des Spiels als anderer Gründe wegen kamen und gern gesehen wurden, weil sie durch ihr Erscheinen der Gesellschaft ein vornehmes Relief, andererseits aber auch die Garantie für die Sicherheit des Etablissements gaben. Es waren dies Herren aus den höchsten Regierungssphären, die hier auf neutralem Boden, umgeben von Genuß

und ungebundener Freude, zusammenkamen und fern von der immerhin beengenden Atmosphäre der Bureaux, ihre Ideen austauschten, ihre Ansichten verglichen, ihre Pläne für die fernere Wirksamkeit im öffentlichen Leben entwarfen.

Aehnliche Gründe veranlaßten manche Fremde zum Besuch der Marburg'schen Assembléen. Zwar waren Viele von ihnen, namentlich Engländer und Russen, lediglich des Spieles wegen da, doch gab es noch Andere, die scheinbar nur der Lust am frohen Leben folgten, insgeheim aber ihre bestimmten Absichten verfolgten. Es waren dies Fremde mit zum Theil hochklingenden Namen, wie Chevalier de Hautpont, der russische Baron Mayberg und Mehrere, die in der vornehmen Gesellschaft als unabhängige Leute, die von ihrem Gelde lebten, auftraten, von denen man jedoch fast mit Bestimmtheit wußte, daß sie sich im Auftrage ihrer respectiven Regierungen in Berlin aufhielten, um die politischen Chancen, sowie die Stimmungen in hohen und niedrigen Kreisen zu beobachten.

Der genannte Baron Mayberg schloß sich bald näher an mich an, vielleicht weil er gerade bei mir die unverdächtigsten Erkundigungen über Mancherlei einzuholen glaubte. Ich war selbst Fremder hier, war gänzlich unabhängig und hatte doch Gelegenheit, in viele Cirkel zu kommen und viele Urtheile, sowohl über die von Oben befolgte äußere und innere Politik, als auch

über die Meinung der höheren Bourgeoisie zu vernehmen. Da ich gar kein besonderes Interesse für Preußen speciell fühlte, konnte ich meinem neuen Bekannten auch unbefangen Das, was ich gehört und gesehen, mittheilen.

Herr Baron Mayberg war ein Mann von noch nicht vierzig Jahren, groß, schlank, doch schon ein wenig verlebt und gebrochen in der Haltung. Seine Züge verriethen, daß er ein wüstes Leben kennen gelernt hatte, doch war ihm anzusehen, daß er sich jetzt mit festem Willen bezwang. Oft bemerkte ich, wie er verstohlen einen glühenden Blick nach der Roulette oder dem Pharotische warf; dann pflegte er hastig mit der Hand über das Gesicht zu fahren und seine Miene war sofort wieder gleichmüthig, ja frostig. Aehnlich war es mit seinen materiellen Genüssen. Er trank in Gesellschaft sehr mäßig. Dennoch wußte ich, daß er sich nur Zügel anlegte, denn einige Male, als ich vertraulich bei ihm auf seinem Zimmer, in einem Gasthofe zweiten Ranges, saß, fiel er auf den Gedanken, eine Bowle Punsch zu brauen und ich erstaunte über die Quantitäten, welche er von diesem Getränke zu sich nahm, das er noch überdies nie stark genug bekommen konnte.

Ueber seine Vergangenheit war er sehr verschlossen und bemerkte nur, daß er Soldat gewesen sei, was

man auch schon aus Haltung und Wesen deutlich an ihm sehen konnte.

Als ich eines Abends bei Rath Marburg war, wo es mir nicht so sehr um das Spiel, dem ich nur gelegentlich Aufmerksamkeit schenkte, als um die so verschiedenartig zusammengewürfelte Gesellschaft zu thun war, überraschte es mich im höchsten Grade, als ich Baron Mayberg am Arme von Henriette, meiner alten Liebschaft aus der Pension, eintreten sah. Das Mädchen war üppig erblüht; ihr Gang, ihre Haltung waren gebieterisch; in ihren Zügen glaubte ich eine noch größere Sinnlichkeit wie Gluth zu entdecken, als je zuvor.

Offenbar war sie durch den Baron auf eine Begegnung mit mir vorbereitet, doch war dies, wie ich später erfuhr, absichtslos von ihm geschehen. Als er ihr von den Herren gesprochen, die bei Marburg zu erscheinen pflegten, hatte er auch meinen Namen genannt und es war ihr leicht geworden, etwas Näheres über mich von ihm herauszulocken, ohne daß sie ihm von unserer früheren Bekanntschaft gesagt hätte. Geflissentlich legte sie, ihm gegenüber, wenig Gewicht auf diese letztere und gab sie auch später für eine ganz zufällige, harmlose aus. Dagegen hatte die Erwähnung meines Namens dazu gedient, sie ein Märchen ersinnen zu lassen, um mich über ihr auffälliges Erscheinen an diesem Orte und unter diesen Umgebungen zu täuschen.

Sie kam mir mit vollster Unbefangenheit entgegen, sagte, wie sehr sie erfreut sei, in mir einen alten Bekannten aus fröhlicher Jugendzeit wieder zu treffen und lud mich beim Weggehen ein, sie am folgenden Tage zu besuchen, indem sie mir zugleich das Hôtel aufgab, wo ich sie unter dem Namen Fräulein Enrica Schweiger finden würde. Geschickt hatte sie an diesem Abend jede Gelegenheit zu Erkundigungen vermieden.

Der Gasthof „zur gelben Rose," in dem die pseudonyme Enrica Schweiger logirte, gehörte durchaus nicht zu den angeseheneren der Stadt und lag in einer recht unbedeutenden, entfernten Straße. Ich begriff nicht, wie die Tochter eines reichen schlesischen Gutsbesitzers dorthin gerathen sei; ich begriff ebenso wenig ihr Incognito und ich war überzeugt, allerlei Merkwürdiges und Ueberraschendes von ihr zu erfahren.

Sie hatte mir genau die Stunde angegeben, wann sie mich erwartete und ich versäumte natürlich nicht, mich pünktlich einzufinden. Ein Kellner, der mich mit etwas impertinenten Blicken maß, wies mich auf Nr. 3 in der ersten Etage. Auf mein Klopfen rief Henriette mit lauter und wie mir schien freudiger Stimme Herein! Kaum hatte ich die Thür geöffnet, so flog sie mir mit ausgebreiteten Armen entgegen und drückte mich unter leidenschaftlichen Küssen an sich. Etwas verdutzt wollte ich ihr wehren, doch ließ sie mir keine Zeit und zog mich ohne Weiteres auf das Sopha

zu sich nieder, einen Wortschwall aussprudelnd über ihr Entzücken, mich wieder gefunden zu haben. Da sie so eifrig die Kosten der ersten Unterhaltung trug, hatte ich wenigstens Muße, einen Blick auf sie selbst und ihre Umgebung zu werfen.

Bei Damen vornehmen Standes trifft man zuweilen auf eine gewisse Nachlässigkeit in ihren Allüren, die aber keineswegs aus Versäumniß herzurühren pflegt, sondern im Gegentheil oft das Resultat der feinsten Berechnung und Coquetterie ist. Diese Art von Nonchalance hat immer etwas Graziöses, Reizendes, Sauberes. Bei meiner Freundin fand ich allerdings sowohl in ihrem Anzuge als im ganzen Zustande des, übrigens ganz eleganten Zimmers, Nachlässigkeit genug, aber nicht die soeben beschriebene, sondern eine auf wirklicher Unordentlichkeit beruhende. Ihr schönes Haar war unfrisirt und hing, nur lose von einem seidenen Netz gehalten, in den Nacken hinab, der, sowie Schultern und Arme, unbedeckt erschien. Sie trug ein abgesetztes Gesellschaftskleid als Hausnegligée. Im Zimmer lagen Tücher, Bänder, Bürsten, Cartons, Alles wüst durcheinander auf Stühlen und Tischen. Auf einer Servante nahe am Sopha bemerkte ich die Reste eines aus Chocolade und Kuchen bestehenden Frühstücks.

Nachdem der erste Sturm ihrer Begrüßungen und Caressen vorüber war, konnte ich zu der natürlichen Frage gelangen, was sie denn eigentlich bewogen habe,

an diesen absonderlichen Ort und noch dazu unter fremdem Namen zu kommen? — Sie umschlang mich wiederum und es schien mir fast, als wolle sie durch solche Manöver mein besonnenes Urtheil betäuben; endlich erfuhr ich denn, in verschiedenen Bruchstücken von ihr erzählt, etwa Folgendes:

Sie schilderte mir zuerst, wie sie nach ihrer Rückkehr in das elterliche Haus sich so grenzenlos unglücklich gefühlt habe; Alles wäre ihr so fremd, so langweilig erschienen und bald habe sie eingesehen, daß sie für ein stilles, gleichmäßiges Leben im Familienkreise nicht geschaffen sei. Sie habe eine ewige Unruhe in sich gefühlt, natürlich — wie sie sagte — fortwährend an mich gedacht und endlich versucht, Trost für ihr geängstigtes Herz in der Lectüre zu finden. Die Dramen hätten sie besonders angesprochen und nach und nach sei eine unwiderstehliche Lust in ihr aufgedämmert, selbst die Gestalten eines Shakespeare, eines Schiller und Göthe in's Leben zu rufen, selbst auf den Brettern, die die Welt bedeuten, die Gluth ihrer Seele in die edlen Formen der Dichter zu hauchen.

„So oft ich konnte," fuhr sie fort, „bestimmte ich meine Eltern, in die Stadt zu fahren und mit mir das Theater zu besuchen. — Wenn ich durch Feld und Wald schweifte, hatte ich stets Bücher bei mir, lernte ganze Rollen auswendig und deklamirte sie mit lauter Stimme in die weite, einsame Gegend hinaus! Mei=

nen Eltern konnte meine Stimmung, meine Neigung nicht verborgen bleiben und je mehr sie sich bestrebten, mich vom Theater zu entfernen, desto hartnäckiger ward ich und endlich ward ich sogar gefährlich krank, krank durch die Heftigkeit meines Naturells, dem man Gewalt anthun wollte. Ich beschwor meine Eltern täglich, stündlich, mich Schauspielerin werden zu lassen.

In unserer Provinz hielt sich eine wandernde Truppe auf, deren Director oft Gefälligkeiten und reelle Unterstützungen von meinem Vater genossen hatte. Ich glaube, es war der geheime Plan meiner Eltern, mich durch eine Abschreckungstheorie ein für alle Mal von meiner Thorheit, wie sie es nannten, zu heilen und sie verabredeten daher mit jenem Manne, daß er mich einmal in einem entfernten Städtchen, wo man mich sicher nicht erkennen würde, unter fremdem Namen auftreten lassen sollte.

Wer war glücklicher als ich!

Der Director, Hasse mit Namen, führte mich also seiner Truppe zu. Der Zustand derselben war weder brillant noch dürftig zu nennen, und da ich Alles durch die goldenen Strahlen der Erwartung beleuchtete, so fand ich mich in dem ungewohnten, fremdartigen Leben und Treiben mehr als zufrieden. Alles ergötzte mich, vom Coulissenwerk an bis zum kleinsten Garderoben-Requisit. Meine neuen Collegen und Colleginnen in der Kunst hatten bald genug ausgewittert, welche Be-

wandtniß es mit mir habe, daß nicht die Noth, sondern wirkliche Liebhaberei für das Theater mich zu demselben führe, daß ich ohne Gage spiele und noch dazu die Mittel besitze, Diesem und Jenem in seiner materiellen Bedrängniß, in der sich das muntere Völkchen fast immer befindet, auszuhelfen. Ich war an viel zu große Verhältnisse gewöhnt, als daß mich solche kleine Anzapfungen hätten in Verlegenheit setzen können und so kam es denn, daß ich von allein Seiten statt Neid und Chicane, die sonst unter Künstlern an der Tagesordnung zu sein pflegen, die freundlichste Zuvorkommenheit und Aufmunterung fand.

Meine erste Rolle sollte die Jungfrau von Orleans sein; natürlich wollte ich gleich von vorn herein imponiren: ich wußte, daß meine Figur für eine solche Rolle paßte, hatte genug Heroisches in mir für die gestellte Aufgabe und erwartete, nach glücklich überstandenen Proben, den Abend der Vorstellung.

Ich kann nicht sagen, daß ich beklommen war und das sogenannte Lampenfieber spürte. Sie wissen, daß ich schon in der Pension zwar äußerlich devot, aber im Herzen dreist und keck genug war. Diese Eigenschaft mochte denn auch bewirken, daß mein erstes Debüt durchaus nicht so unbefriedigend ausfiel, wie meine Eltern gehofft haben mochten. Meine ganze Erscheinung — natürlich war auch meine Garderobe bei Weitem besser und kostspieliger, als man sie auf dieser Bühne

zu sehen gewohnt war, — das frische Feuer der Begeisterung, eine vollkommene Beherrschung meiner Rolle in Hinsicht des Memorirens wirkten zusammen, mir einen kaum geahnten Applaus von Seiten des freilich nicht gar zu competenten Publikums zu verschaffen.

Das war nun Wasser auf meiner Mühle und anstatt genug vom Schauspielerleben zu bekommen, war ich jetzt entschlossen, um keinen Preis wieder in's elterliche Haus zurückzukehren. Mit mehr oder weniger Glück trat ich in verschiedenen anderen Rollen auf, blieb in dieser Weise fast zwei Monate beim Director Hasse und kümmerte mich nicht im Geringsten mehr um die Versuche meiner Eltern, mich anderen Sinnes zu machen.

Endlich, als diese mich zu sehr bestürmten und sogar mit Gesetz und Gewalt drohten, verschaffte ich mir durch Hülfe eines guten Freundes einen Paß auf meinen jetzigen Namen und reis'te hierher. Ich denke hier meine Fortune zu machen!" schloß sie und sah mich dabei mit einem schmachtenden Blicke an, indem sie mir zugleich bedeutsam die Hand drückte.

„Und was wollen Sie nun hier beginnen, Henriette?" fragte ich, keineswegs erbaut von ihrer abenteuerlichen Geschichte.

„Nun, ich denke, ich finde hier schon ein Engagement," erwiderte sie leichthin; „ich habe gute Fürsprache und dann wird sich schon Alles finden."

Mir fiel der Baron bei dieser Andeutung ein und ich fragte sie, wie sie zu dieser Bekanntschaft komme.

„Ich traf ihn vor einigen Wochen auf der Reise hierher," erwiderte sie ohne Bedenken; „wir fuhren in demselben Coupé auf der Eisenbahn, übernachteten in demselben Gasthofe und so hat der Zufall gemacht, daß wir uns fanden. Mayberg hat mir versprochen, für mich zu sorgen, doch das hat so große Eile nicht. Jedes Engagement nehme ich noch gar nicht an, es muß schon an einer guten Bühne und unter entsprechenden Bedingungen sein, und inzwischen bin ich noch ganz gut bei Kasse. Nur die Langeweile plagt mich zuweilen und darum bitte ich Sie, lieber Hugo, besuchen Sie mich recht oft, täglich, wenn Sie können, nur an den drei Haupt-Theater-Abenden, am Montag, Freitag und Sonntag nicht, dann würden Sie mich nicht finden.

Die ganze Sache gefiel mir, aufrichtig gestanden, noch durchaus nicht recht und doch hatte sie wieder des Interessanten genug, als daß ein junger Mann in meiner freien Stellung sich schlichtweg gleichgültig davon hätte zurückziehen sollen. Ich will auch gar nicht leugnen, daß die auffordernde Art und Weise und schon die Nähe eines an sich wirklich schönen, in vollster Jugendblüthe prangenden Mädchens ihre Rechte auf mich geltend machten. War ich auch, wie schon gesagt, durch meine Charakteranlage und durch die seither von mir gemachten Lebenserfahrungen, besonders aber durch

vorgefaßte Meinung ziemlich blasirt und für gewöhnliche Reizungen unempfänglich, so zählte ich doch erst fünfundzwanzig Jahre und besaß die ganze, ungeschwächte Kraft dieses glücklichen Alters.

Ich nahm also Henriettens Liebkosungen, freilich passiv genug, hin und versprach, sie am andern Tage wieder zu besuchen. Im Grunde hatte mein klügelnder Verstand an diesem Verfahren doch den meisten Antheil, denn ich fühlte das Bedürfniß, vorerst ruhig zu überlegen, wie ich mich fernerhin gegen das schöne, augenscheinlich zur Abenteuerlichkeit sehr geneigte Mädchen zu verhalten haben müsse.

Den Baron traf ich noch am selben Tage, und er bestätigte im Allgemeinen Henriettens Aussage. Am nächsten Morgen ging ich wieder zu ihr, weil ich mich selbst überredete, ich habe es ihr versprochen und sei ihr deshalb den Besuch schuldig; es ist bekannt, daß schwache Charaktere stets Scheingründe aufzusuchen lieben, um ihre Handlungen, die sie eigentlich nicht ganz gut heißen können, zu rechtfertigen, zu bemänteln, zu beschönigen.

Mein Empfang war, wie gestern, im höchsten Grade herzlich, jedoch weniger ungestüm und so für mich, für mein phlegmatisches Temperament angenehmer. Die vollendete Schauspielerin auf dem Markte des Lebens hatte sicherlich eingesehen, daß sie anders auf mich wirken müsse und sie zeigte jetzt die gemüthliche Seite.

Diese hatte ich nie im Leben kennen lernen. Henriette hatte ihr Zimmer aufgeräumt, Alles war sauber und nett, Alles war behaglich. So fühlte ich mich in ihrer Nähe, selbst unter ihren vorsichtiger gewordenen Liebkosungen, erwärmt und in einer selten empfundenen, zufriedenen Stimmung.

Die Gewohnheit beherrscht den Menschen, ohne daß er sich selbst Rechenschaft davon giebt, in einem hohen Grade; die Gewöhnung, um richtiger zu sprechen, ist die Tyrannin des Lebens. Ich gewöhnte mich daran, fast täglich zu Henrietten zu gehen. Dich, Martin, zog ein ähnliches Gefühl zu Olga; sie war rein und gut. Ich fiel in die Netze einer schlauen Abenteurerin, aus demselben Grunde, — aber die Lösungen entsprachen auch nach des Höchsten Fügung den Gedanken, welche die Fäden gesponnen hatten. Olga ward — — nun, Du hast uns ja keine Lösung ihres Geschickes berichtet; Henriette ward unglücklich und fiel tief, so tief, wie ein menschliches Wesen fallen kann.

Genug; ich will und darf in meiner Erzählung nicht vorgreifen. — Ich ward der vertraute Freund Henriettens, wenn gleich unser Verhältniß ein reines blieb. Ich selbst fühlte Behaglichkeit, aber keine Liebe in ihrer Nähe. Die Bemühungen, ein Engagement als Schauspielerin zu erhalten, boten seither noch wenig erfreuliche Aussichten und Henriette gestand mir im Laufe der Zeit, daß ihre Mittel zur Bestreitung der

täglichen Kosten auf die Neige gingen. Ich war sofort erbötig, ihr zu helfen und streckte ihr namhafte Summen vor. Mit großer Kunst wußte sie mich, der in diesen Dingen völlig arglos war, von einer genaueren Einsicht in ihre Bühnen-Angelegenheiten fern zu halten und ich genoß nur die Gunst der Gegenwart, ein Heimwesen zu haben, wo mir weibliche Liebe, Sorge und Gemüthlichkeit entgegenkam.

Die stolze Jungfrau von Orleans war für mich eine milde Agnes Sorel geworden.

Es versteht sich von selbst, daß ich über meinen Verkehr bei Rath Marburg und bei der schönen Henriette sowohl meine Studien, die mich ohnehin so wenig ansprachen, als auch die Gesellschaften der haute volée vernachlässigte. Dieser Umstand gab zu einem traurigen Conflicte Veranlassung.

Schon früher habe ich erwähnt, wie unangenehm mir jene Sorte von Studenten war, die ich Parasiten nannte; Studenten, meistens der theologischen Facultät angehörig, Söhne von armen Beamten, Predigern, Schullehrern oder Handwerkern, die sich in die aristokratischen Kreise ihrer Commilitonen drängten und sich gern Demüthigungen aller Art gefallen ließen, wenn sie nur für ihr liebes Ich einige Vortheile dabei zu erlangen glaubten. Ihr Wesen widerstand mir, weil es ein unnatürliches, gemachtes war und nie bestehen konnte, wenn der Träger desselben nicht der ächten

Männerwürde blank und baar war. Sie drängten sich an die Vornehmen und Reichen, um auf deren Tasche zu leben; sie ließen sich von diesen an öffentlichen Orten tractiren, im Geheimen beschenken und verschmähten selbst eine alte Weste oder ein abgetragenes Chemisette nicht. — Mit ihren falschen Federn brüsteten sie sich dann wieder in ihren Kreisen gewaltig und nannten ihre Mäcen, zu deren großen Verdruß, überall ihre Busenfreunde.

Der Hauptangelpunkt solcher Schmarotzer, deren es übrigens noch jetzt auf jeder Universität giebt, war ein dreifacher. Entweder sie begnügten sich mit den baaren Vortheilen, die sie von ihren Gönnern zogen und mit denen sie es möglich machten, ihren bescheidenen Wechsel aufzubessern und ihre drei Studienjahre durchzuführen. Mit dieser Klasse konnte man noch allenfalls Mitleid haben, und waren sie nur sonst ein wenig mit Tact gesegnet, so half man ihnen gern. Oder es waren Leute, die schon auf die Zukunft speculirten, solche Knaben, die sich an irgend einen gräflichen Herrn oder auch nur einen Rittergutsbesitzer andrängten, der vielleicht künftig eine Patronatsstelle zu vergeben hatte; die sich dann wieder in ihres Gönners fernere Bekanntschaften drängten, um auch hier ihre Projectchen zu fördern und sich Aussichten für ihr Philisterium zu verschaffen. Diese Menschen erinnerten mich stets zu sehr an Schacher im Tempel, als daß ich ihre devote

Miene und ihr schmiegsames Wesen auch nur im allermindesten Grade hätte goutiren können. Die dritte Species waren jene albernen Gecken, die da meinten, mit einem guten Rocke — gleichviel, geschenkt oder geborgt — und mit viel Dreistigkeit oder, besser gesagt, Frechheit, könne man es einem Jeden gleich thun. Diese Herren schienen und scheinen zu vergessen, daß ein jeder Bau eine Grundlage haben muß und daß alle Luftspiegelei die Verheißung des Platzens oder Zerrinnens in sich trägt. Ein keckes, freies Auftreten ist männlich und hübsch, doch muß Etwas dahinter sein: entweder Geist oder dessen Stellvertreter in der irdischen Maschine: Geld. Wer Beides nicht besitzt, meide die Kreise, wo man sie beansprucht. Der arme Student, wenn er geistvoll ist, wird von selbst nicht die glatte Bahn der Parkette aufsuchen, um sich vor der Zeit zu überheben; der vermögende, dem der liebe Gott den Verstand zu sehr beschnitten hat, kann auf jenem glatten Boden noch immer geduldet werden, weil er doch wenigstens Etwas besitzt, das Geltung hat und Gutes fördern kann. Der Schmarotzer, welcher nur seine Anmaßung, seinen Afterdünkel und allenfalls eine gute Portion recht ordinairer Pfiffigkeit mitbringt, spielt unbedingt, trotz seiner Selbsttäuschung, eine verächtliche Rolle.

Was mich betrifft, so hatten sich allerdings auch um mich, oder vielmehr um meinen Geldbeutel und um

meine bedeutenden Connexionen Manche jener Parasiten gedrängt. Die Einen befriedigte ich gutmüthig mit baarer Hülfe und hielt sie damit in glücklichem Abstande; die Anderen verlachte ich, was sie aber doch nicht abhielt, genaue Erkundigungen nach meinen dermaligen und nach meinen Erbschafts-Verhältnissen anzustellen und demgemäß ihre devoten Ovationen fortzusetzen. Die Dritten haßte, verachtete ich gründlich.

Unter diesen letzteren befand sich ein gewisser Theodor Bartels, Sohn eines niederen Beamten aus Thüringen. Höchst dünkelhaft in seinem Auftreten, weil eben sein Vater Beamter, wenn auch vielleicht nur Auscultator oder Gerichtsschreiber sein mochte; von dem großen Gedanken erfüllt, daß Beamtenthum und äußerliche Kirche die Stützen der Welt seien, wie allerdings zu jener Zeit die Parole des Tages in Preußen lautete, verschmähte er dennoch nicht, die armseligsten Schmeichelkünste und Betteleien zur Fristung seines Scheinlebens im Stillen anzuwenden, und wo ihm Dies nicht gelang, wo er, wie zum Beispiel sehr häufig bei mir, auf derben Widerstand traf, auf Zurück- und Zurechtweisung, wurde er gallig und voller Bosheit. Ich verglich ihn oft einem rothkollerigen Puter, aber ein solches Thierchen folgt doch am Ende nur seinem lustigen Zorn und zeigt denselben hell zu Tage; die Wuth eines scheinheiligen Parasiten, wenn der Einzelne sie auch erkennt, meidet dennoch das Licht der Welt.

Freund Bartels war zufällig, ich glaube durch Empfehlung eines Schulmeisters, der früher Gouverneur bei den Kindern des Banquier Grammont gewesen, in des Letzteren Hause eingeführt. Wie komisch es mir vorkam, wenn ich diesen jungen Herrn dort den Stutzer spielen sah, während ich wußte, daß er sein Beinkleid von mir geerbt, seinen Frack geborgt, seine Wäsche noch schuldig geblieben war; wie ich mich ergötzte, ihn trotzdem mit edler Frechheit den Gentleman spielen und sogar gegen die Damen in Rede und Blick unverschämt werden zu sehen, als ein ächter Cavalier auf der Woge der Zeit, brauche ich nicht erst zu bemerken. Bis dahin war er mir zu gleichgültig, als daß ich ihm auch nur im Mindesten hätte in den Weg treten mögen.

Wie aber Menschen vom Schlage dieses Theodor Bartels die Duldung, welche man ihnen gewährt, in ihrem Blödsinn, in ihrer Selbsttäuschung nur gar zu leicht für Erfolge ansehen, die ihnen ihr liebenswürdiges Ich verschafft hat, so begann auch er bald genug, immer dreister zu werden. Er vergaß seine Abhängigkeit und wollte sich mir und meinen Freunden aus der Gesellschaft gleichstellen. Dadurch machte er sich uns ebenso unbequem als verhaßt. Schon verschiedene Male hatte er darauf angespielt, daß ich seit einiger Zeit weniger in der Gesellschaft erscheine und daß ich vermuthlich andere, bessere vorziehe. Er war so im=

pertinent, darauf hinzudeuten, daß ich wohl eine geheime Liebe haben möchte und legte mir seinen Wunsch nahe, ihn auch dort einzuführen.

Anfangs achtete ich wenig auf seine Anspielungen, so lange diese noch verblümt waren, obgleich ich mich im Stillen schon darüber ärgerte. Ich ward indeß unwillkürlich zu einigem Nachdenken dadurch bewogen, denn ich fragte mich: Was willst Du eigentlich mit Henrietten? Ganz offenherzig war sie nicht gegen mich, das merkte ich schon lange. Sie trieb noch ein verstecktes Spiel neben mir und hatte Pläne, Verbindungen, die ich nicht wissen sollte. Manchmal kam es vor, daß sie mich absichtlich fern von sich hielt unter dem Vorgeben irgend einer Verabredung mit Freunden vom Theater oder unter anderen Vorwänden. Bei alledem brauchte sie in steigender Proportion Geld, sehr viel Geld, und ich konnte nicht ergründen, zu welchen Zwecken, da ich ihren nichtigen Angaben, sie habe in ihrer Gutmüthigkeit sich für Andere verbürgt, sie habe noch Schulden zu bezahlen, die sie vorher gänzlich übersehen und was dergleichen mehr war, keinen Glauben schenken konnte.

Hätte ich Henrietten wirklich geliebt, so würde ich mir gar keine Gedanken weiter gemacht haben und ich hätte auch die wachsenden Ansprüche gern befriedigt. Da ich sie nicht liebte und nur aus Gewohnheit, ja, ich möchte sagen aus Bequemlichkeit mit ihr verkehrte,

sah ich schärfer. Ich beschloß, bei irgend günstiger Gelegenheit mich von ihr loszureißen und hatte schon daran gedacht, meinen Aufenthalt in Berlin überhaupt ganz abzukürzen, denn ich sah wohl ein, daß, so lange Henriette und ich zusammen in derselben Stadt wohnten, ich doch immer wieder in ihre Netze gezogen werden würde.

Meine Idee war schon lange gewesen, auf einige Zeit nach Paris zu gehen, wo gerade damals — es war im Jahre 1852 — sich große Ereignisse vorbereiteten. Der letzte Anstoß, mich meinen Plan ausführen zu lassen, sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Theodor Bartels war einmal wieder hinter mir her gewesen, um sich in meine Geheimnisse zu drängen, und da ich ihn kurz und derb abgefertigt hatte, suchte er sich auf gemeine Weise dafür zu rächen. In den Gesellschaftskreisen des Banquier Grammont bemerkte ich neuerdings eine gewisse Kälte gegen mich; der alte Herr war ungewöhnlich steif und förmlich, die Damen zogen sich mit schnippischen Mienen und Antworten von mir zurück; ich konnte nur zu deutlich erkennen, daß man über mich gehässige Gerüchte in Umlauf gebracht hatte. Zuerst ertrug ich dies mit Gleichmuth, doch als das Benehmen gegen mich fast beleidigend wurde, als ich zu gleicher Zeit bemerkte, daß Bartels eine hochmüthige Miene aufsteckte und sich wie Hahn im Korbe in derjenigen Familie gerirte, in welche er

erst durch mich, durch meine Gutmüthigkeit seinen Zutritt ermöglicht hatte, schöpfte ich speciellen Verdacht. „Er muß dir Zwischenträgereien gemacht haben," sagte ich zu mir selber, „er nimmt ganz das Wesen einer Bedientenseele an, die ihrer Herrschaft Klatschereien zusteckt und dafür den Titel einer gewissen Vertraulichkeit beansprucht."

Da ich nicht die geringste Lust hatte, mir irgend Etwas ungestraft gefallen zu lassen und ein Intriguiren gegen Intriguanten durchaus nicht in meiner Art lag, beschloß ich, den geraden Weg zu gehen, und so ließ ich denn eines Tages Herrn Grammont um ein Gespräch unter vier Augen bitten. Er war ein Freund meines Vaters, ein alter biederer Herr und ich durfte von ihm erwarten, daß er mir gegenüber nicht hinter dem Berge halten würde.

Auf meine unumwundene Frage erklärte mir Herr Grammont denn auch gerade heraus, daß von mir allerlei schlimme Dinge erzählt würden.. So sollte ich in elenden Spelunken fast allabendlich enorme Summen verspielen, und freilich ließ sich nicht ganz leugnen, daß ich in der letzten Zeit gerade bei Grammont bedeutendes Geld aufgenommen hatte, das aber, wie bereits gesagt, nicht in die Taschen der Croupiers, sondern in die Hände Henriettens gewandert war. Ferner hieß es, ich halte mir eine Maitresse, die ich mir

eigens von auswärts habe kommen lassen und mit ihr feiere ich die abscheulichsten Orgien.

Herr Grammont war unvorsichtig genug, damit herauszurücken, daß meine nächsten Freunde von diesem Unfug mit Bedauern gesprochen hätten und daß man ihnen um so eher geglaubt, als ihre Anhänglichkeit an meine Person aus guten Gründen bekannt sei. Er fügte hinzu, daß er ja auch selber mein selteneres Erscheinen in seinem Hause bemerkt habe und gab mir den gewiß wohlwollend gemeinten, freundschaftlichen Rath, in einer so großen und gefährlichen Residenz, wie Berlin, mich vor Beutelschneidern und Abenteurerinnen in Acht zu nehmen.

Als ich nach Bartels fragte, nahm Herr Grammont keinen Anstand, zu erklären, daß gerade auch er mit offenbarer Betrübniß von meinen Verirrungen gesprochen habe. — Jetzt kannte ich meinen Mann.

Dieser Mensch, der mich so dringend und wiederholt gebeten hatte, ihn an meinen privaten Gängen theilnehmen zu lassen, hatte die Trauben, die ihm unerreichbar waren, für sauer erklärt und sich durch scheinbare Vertraulichkeit und Edelsinn auf meine Kosten in meinen Kreisen beliebt machen wollen. Das durfte nicht ungestraft hingehen.

Wenige Tage darauf ersah ich mir meine Gelegenheit. Eines Abends wußte ich, daß ich Bartels im Hause des Banquiers treffen würde. Ich begab mich

gleichfalls dorthin. Es waren außer der Familie nur noch ein paar Freunde gegenwärtig und ich brachte das Gespräch unmerklich auf Stadtgeschichten und Stadtklatsch.

„Denken Sie sich," — sagte ich, indem ich mich zu den Damen wandte, — „eine gewisse Sorte Leute, die gar zu gern mitten im Trouble der großen Residenz, in ihren Orgien und Debauchen leben möchten, weil ihr genußsüchtiger Sinn, ihre rohe Sinnlichkeit überhaupt sie dergleichen als besonders begehrungswürdig betrachten läßt. Sie malen sich in ihrer erhitzten Phantasie die üppigsten Bilder aus und wähnen in ihren neidischen Gedanken, daß die vornehme, begüterte Welt in's Geheim Freuden nachjagt, die ihr schmutziger Geist für das Erstrebenswertheste hält. Sie jagen Phantomen nach und vergessen, daß der gute Geschmack an sich schon den geordneten Charakter vor Ausschweifungen in ihrem Sinn bewahrt. Natürlich finden sie keine Erfüllung ihrer Wünsche. Aber gleichviel, sie, in ihrer Pöbelnatur, wollen sich und Andere täuschen und nun, in ihrem Grimme setzen sie alle Hebel, die Neid und Scheelsucht ihnen eingeben, in Bewegung, um durch Scheinheiligkeit, Verläumdung und heimliche, lichtscheue Intriguen die über ihrer Sphäre Stehenden herabzuwürdigen. Es ist dies die eigentliche revolutionaire Pointe, die stets bemüht gewesen ist, das Glänzende, ihnen Unerreichbare, ihnen

Unverständliche wenigstens mit ihrem Geifer zu besudeln. Sie kennen Schillers Wort: „Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen" u. s. w. Ich spreche aus Erfahrung, denn auch an mich, an meinem Namen und Ruf haben sich neuerdings einige dumme Jungen der bezeichneten Art vergriffen und, weil es ihnen nicht gelang, mein Vertrauen zu erschleichen und von mir in's Schlepptau genommen zu werden, mich nach Kräften zu verdächtigen."

Indem ich so sprach, bemerkte ich recht wohl, daß alle Anwesenden das Absichtliche meines Vortrags ganz genau verstanden. Die Damen machten verlegene Gesichter und wurden abwechselnd roth und bleich; einige Herren lächelten boshaft in sich hinein; Bartels rückte unruhig auf seinem Stuhle und ich machte mir das Vergnügen, ihn jetzt scharf anzublicken, als ich fortfuhr:

„Mir würde so Etwas ganz gleichgültig geblieben sein, wenn ich nicht erfahren hätte, daß der Klatsch über mich auch in so liebenswürdige und mir so werthe Kreise gedrungen ist, wie der, in welchem ich mich gegenwärtig zu befinden die Ehre habe. Aus diesem Grunde halte ich nun aber ein offenes Wort für angemessen. Nicht wahr, meine Damen und Herren, man hat Ihnen allerhand Nachtheiliges über mich erzählt?"

Alle schwiegen und sahen mehrentheils beklommen

vor sich nieder. Nur ein paar Herren ließen ein bezeichnendes „hm, hm!" vernehmen.

„Sehen Sie," begann ich wieder, — „zur Abwehr, die ich Ihnen schuldig zu sein glaube, dürfte es am einfachsten sein, mich auf Diejenigen zu berufen, die mich als ihren Commilitonen am Besten kennen müssen, die mir aus manchen Ursachen ohnehin nahe stehen und also am sichersten und treuesten Auskunft über mich zu geben vermögen. Da sind Sie zum Beispiel, Bartels; ich bin überzeugt, daß Sie niemals etwas Unrechtes in dieser Art von mir gesehen oder gesprochen haben?"

Der falsche Freund wurde sehr blaß; Etwas mußte er doch erwiedern, da Aller Augen auf ihn gerichtet waren. Er stotterte deshalb:

„Wer, ich? Sternberg! — Wie sollte ich — —"

„Ei!" fiel ihm hier zu meiner großen Freude die jüngste Tochter Grammonts, ein schnippisches Dämchen von siebenzehn Jahren in's Wort, — „ei, Herr Bartels, haben Sie uns nicht erzählt, daß Herr Sternberg so große Summen im Pharao verspielt und daß er immer eine gewisse Dame besuche — —"

„Bartels, Du!" fuhr ich hastig auf, zugleich in der Absicht, dem vorlauten Mädchen ihre weiteren Enthüllungen zu ersparen, die ihr später jedenfalls arge Vorwürfe von Seiten ihrer Mutter und Schwestern zuziehen mußten.

Aber Bartels schwieg noch immer, bis ich ihn wiederholt aufforderte, mir hier vor den Anwesenden entschieden Rede zu stehen. Er sagte zögernd:

„Ja, Sternberg, es ist wahr, Dein Betragen, ich habe allerdings erzählt —"

„Genug," unterbrach ich ihn. Ich wußte ja im Voraus Alles, um was es sich handelte und die Zeugen dieses Auftritts konnten mich nicht mehr mißverstehen. „Genug, Du bist also auch Einer von den dummen Jungen, von denen ich sprach."

Bei den letzten Worten war ich aufgestanden und hatte meinen Gegner starr angeblickt. Alle kamen in Bewegung. Bartels knirschte: „Ha, das sollst Du büßen!" Ich machte der Gesellschaft meine Verbeugung, sagte dem Verläumder kalt: „Du weißt meine Wohnung" und schritt aus dem Zimmer.

Zwar konnte ich mir bei ruhigem Nachdenken sagen, daß mein Verkehr beim Rath Marburg und mit Henrietten allerdings Anlaß genug zu falschen Auslegungen boten; ich war aber auch fest überzeugt, daß Bartels nur aus feilem Egoismus gegen mich gezeugt hatte, und im Entferntesten nicht aus sittlichen Beweggründen. Ueberdies hätte er am allerwenigsten mir in die Quere kommen sollen, denn wenn ich auch für eine Menge ihm erzeigter Wohlthaten und Rettungen aus allen möglichen Verlegenheiten seinen Dank weder erwartete noch verlangte, so hatte ich doch gewiß Anspruch auf

Neutralität von seiner Seite. Ich fühlte mich also in Betreff meines Auftretens gegen ihn in vollem Rechte.

Die gewöhnliche Folge einer Scene, wie sie nun zwischen uns stattgefunden, blieb natürlich nicht aus. Bartels ließ am nächsten Tage eine Forderung an mich ergehen, es wurden krumme Säbel gewählt und die Zeit auf den folgenden Morgen in der Frühe festgesetzt.

Den Abend besuchte ich noch Henriette und sei es, daß ich überhaupt verstimmt war, sei es, daß ihre Zudringlichkeit mir heute besonders unangenehm vorkam, da ich schon öfter die Bemerkung gemacht hatte, daß ihre vermehrte und mir häufig bereits lästig gewordene Zärtlichkeit stets die Vorläuferin von neuen Geldansprüchen war, — ich fühlte mich mehr als je von ihr degoutirt. Zwar erfüllte ich noch ihre Bitte und händigte ihr einen ziemlich ansehnlichen Wechsel ein, aber der Entschluß, sie sobald als möglich ganz zu meiden, wurde fester bei mir als je zuvor.

Noch in der Nacht ordnete ich meine Papiere und nahm mir vor, nach Beendigung der Affaire am nächsten Morgen ernstlich an meine Abreise zu denken.

Das Duell fand am Rande der Hasenhaide in regelrechter Weise statt und hatte für mich zwar direct einen günstigen Erfolg, doch bestärkte es mich nur noch mehr in der Beschleunigung meines Reiseplanes. Mein

Säbel hatte den Bartels schwer über den Schädel getroffen, in der Gegend der linken Schläfe, und er war blutend und betäubt zusammengesunken. Jedenfalls ward er durch die erhaltene Wunde, die eine bedeutende Narbe zurücklassen mußte, in seinem künftigen Berufe als Theolog genirt; bei irgend gestörtem Heilungsprozeß, durch das Hinzutreten der geringsten schädlichen Eventualität stand sogar sein Leben in Gefahr und trat eine schlimme Catastrophe letzterer Art ein, so konnten die Folgen für mich sehr unangenehm werden.

Um solchen Verdrießlichkeiten vorzubeugen, hielt ich es für das Gerathenste, noch denselben Abend Berlin zu verlassen. Bereits hatte ich meine Sachen gepackt, zum Bahnhof geschickt und erwartete in einem Caffeehause, in welchem ich häufig zu verkehren pflegte, die Abgangsstunde des Nachtzuges, als ich Baron Mayberg in Reisekleidung eintreten sah. Er war in dicke Pelze gehüllt, denn wir befanden uns schon zu Anfang December, und schien in großer Aufregung zu sein. Nachdem er noch eilig einige Rechnungsangelegenheiten mit dem Wirthe geordnet hatte, kam er auf mich zu und sagte:

„Gut, daß ich Sie treffe, lieber Sternberg. So kann ich auch von Ihnen noch Abschied nehmen. Ich muß sogleich verreisen.“

„Auf längere Zeit?“ fragte ich, „und wohin?“

„Beides kann ich nicht genau beantworten," versetzte er geheimnißvoll. „Ich muß im Auftrag fort und darf nicht darüber reden. Leben Sie wohl, vielleicht schreibe ich Ihnen nächstens."

„Ihre Briefe würden mich schwerlich treffen, denn auch ich reise; ich warte nur auf den Abendzug."

„Sie auch?" fragte er überrascht. „Mit dem Abendzuge? O, das ist schön, dann lassen Sie uns zusammen bleiben, ein Coupé zusammen nehmen. Unterwegs kann ich Ihnen Mancherlei mittheilen, das Sie interessiren wird."

Wir fuhren demgemäß gemeinschaftlich nach dem Bahnhofe und in demselben Coupé in westlicher Richtung ab. Als wir allein mit einander waren, aber auch erst dann, fragte der Baron nach dem eigentlichen Ziel meiner Reise und erklärte, als ich ihm Paris genannt hatte, daß seine Pflicht ihn eben dahin rufe. Er wurde offenherzig und theilte mir mit, daß besondere Aufträge ihn gerade jetzt nach der Seinestadt führten, weil Depeschen eingetroffen, die von einer gewaltsamen Bewegung daselbst sprächen. Am zweiten December solle der Präsident Louis Napoleon einen mächtigen Staatsstreich ausgeführt haben und es liege natürlich den auswärtigen Cabinetten daran, durch Beobachtung an Ort und Stelle und in allen Schichten der Bevölkerung und der Parteien ein sicheres Bild der augen-

blicklichen Zustände und Stimmungen in Paris zu erhalten.

Details über das Vorgefallene wußte der Baron noch nicht und hatte nur die Instruction, mit größter Eile sich auf den ihm angewiesenen Wirkungskreis zu begeben. Ich war durchaus nicht überrascht von seiner Enthüllung, die ihn nach seinem eigenen Geständnisse als diplomatischen, geheimen Agenten hinstellten, denn ich hatte längst eine solche Eigenschaft in ihm geahnt. Mir war es lieb, einen gebildeten Reisebegleiter zu haben und seine Mittheilungen hatten mich äußerst gespannt auf die Ereignisse gemacht, deren Augenzeuge ich in der französischen Capitale werden sollte.

Wir langten glücklich in letzterer an und fanden die Gemüther zwar im höchsten Grade aufgeregt, aber die eigentliche Bewegung schon als vollendete Thatsache fertig und geordnet. Meine Aufgabe war es nicht, mich in die Politik des Tages zu mischen. Ich bezog in der Rue d'Antin ein Hotel garni, hielt mich, schon um jeden Verdacht, jede polizeiliche Aufmerksamkeit von mir fern zu halten, außer dem Bereiche aller Discussionen und beschäftigte mich lediglich damit, die wunderbare Stadt in ihren Baudenkmälern, Kunstschätzen und in ihrer socialen Physiognomie kennen zu lernen. Baron Mayberg bezog ein, von dem meinigen ziemlich entlegenes Quartier und unsere Begegnungen waren nur zufällige, da er die Hände vollauf

zu thun hatte, viel mit seiner Gesandtschaft verkehrte und mir nicht damit gedient sein konnte, zu häufig in Gesellschaft eines Mannes erblickt zu werden, den die französischen Behörden ohne Zweifel als Den kannten, der er war. Er stand unter dem Schutze seiner mächtigen Regierung; ich als Deutscher hatte einen solchen Schutz nicht und konnte darauf gefaßt sein, bei der kleinsten Unvorsichtigkeit als verdächtig eingezogen, festgehalten und im glücklichsten Falle über die Grenze gebracht zu werden, wie dies ja leider! so Manchem unserer Landsleute geschehen ist, ohne daß, wie man zu sagen pflegt, ein Hahn darnach gekräht hätte.

Ueber meinen Aufenthalt, mein Leben und Treiben in der Hauptstadt brauche ich nicht in's Detail zu gehen; ebenso werdet Ihr mir eine Beschreibung derselben erlassen, die mit ihrem fabelhaften Luxus und mit ihrer bodenlosen Entsittlichung, mit ihrem unvergleichlichen Geschmacke, der sich in Allem, in jedem Ladenfenster, jeder gesprochenen Phrase, im Anzuge und Habitus seiner geringsten Bewohnerin manifestirt, sowie andererseits mit ihrer politischen Zerfahrenheit und Wankelmüthigkeit einzig in der Welt dasteht.

Ich schloß mich an einige Landsleute, vorzugsweise junge Maler, an und machte mit ihnen gemeinschaftlich meine interessanten Studien an Gegenständen und Menschen. Doch auch eine andere Bekanntschaft ließ

mich der Zufall machen und sie war bestimmt, einen entscheidenden Wendepunkt in mein Leben zu bringen.

Mein Weg führte mich sehr oft in die Gallerieen des Louvre, wo mein Auge mit Bewunderung an den großartigen Meisterwerken französischer Maler hing und wo ich oft genug schmerzlich empfand, daß uns Deutschen solche Centralstellen vaterländischen Ruhmes und nationalen Stolzes abgehen. Ach! wollen wir unsere großen siegreichen Schlachten malen, so kommt der Künstler fast immer in den Fall, mit widerstrebendem Pinsel die Heldenthaten Deutscher gegen Deutsche zu illustriren, denn wo und wann hätten wir, die Befreiungskriege in ihrem letzten Stadium etwa ausgenommen, jemals Schlachten gewonnen, in denen auf feindlicher Seite nicht auch von unseren eigenen Landsleuten gekämpft wurde?

Das Gedränge der Beschauenden, oft auch nur Neugieriger und bloßer Flaneurs, war in den Sälen des Louvre gewöhnlich sehr groß, zumal gegen die Zeit hin, wenn die Thüren geschlossen wurden und Alles den Ausgängen zuströmte. Schon mehrmals hatte ich eine Dame in Begleitung von zwei kleinen, reizenden Mädchen, im Alter von etwa sieben und neun Jahren, vor den Bildern in Betrachtung versenkt angetroffen. Sie war offenbar eine Fremde, wie ihr braunes Haar, ihr feines, durchaus an Deutschland erinnerndes Antlitz und ihre Tracht verrieth, welche letztere, sowie die der

Kinder, jedoch den Zweifel aufkommen ließ, ob nicht vielleicht dennoch Rußland ihre Heimath sei.

Eines Tages war beim Hinausgehen aus den Gallerieen das Menschengedränge ungewöhnlich stark. Plötzlich hörte ich ganz in meiner Nähe eine weibliche Stimme laut und ängstlich: „Catinka! Catinka!“ rufen und als ich mich umblickte, sah ich jene Dame, die, mit tödtlicher Blässe im Gesicht, umherblickte und das jüngste von ihrer Seite abgekommene Kind suchte. Die arme Frau war wie gelähmt vor Schreck und in der That war es für sie unmöglich, sich durch die drängenden Haufen Bahn zu brechen. Ich faßte ihren flehenden Blick auf, folgte auf's Gerathewohl der Richtung, nach welcher ihr Wink und Ruf deuteten, schob die Zunächstgehenden bei Seite, ohne auf deren Murren und Fluchen zu achten und war so glücklich, die kleine Catinka, in eine Ecke gedrückt und ängstlich weinend, zu gewahren. Ohne Umstände nahm ich sie auf den Arm und hob sie hoch empor, so daß ihre Mutter sie bemerken konnte, und nach wenigen Minuten hatte ich das Glück, dieser das Kind zurückgeben zu können.

Im Menschenstrom war durch dies, wenngleich noch so kurze Intermezzo eine fatale Stockung eingetreten und das Drängen und Gewühl nur um so heftiger geworden. Aus diesem Grunde bot ich der Dame meinen ferneren Schutz an, und da sie denselben mit

dankendem Blick annahm, führte ich sie mit ihren beiden kleinen Schützlingen sicher bis in's Freie.

Hier erst schien sie sich von ihrer Angst zu erholen. Sie dankte mir nochmals auf das Herzlichste in französischer Sprache, lenkte aber sofort ein, als sie in meiner Erwiederung den Dialect erkennen mochte, und fragte auf Deutsch, ob ich ein Deutscher sei? Ihre Aussprache hatte jenen lieblichen Klang, den wir so häufig bei den Deutsch-Russinnen aus den russischen Ostseeprovinzen, aus Riga oder auch aus Petersburg, finden.

Ich bejahte natürlich und sie lud mich nun ein, sie im Fiacre nach ihrer Wohnung zu begleiten. Dies hielt ich für eine Höflichkeitsphrase und erachtete es für passender, unter Vorschützen von knapp zugemessener Zeit zu danken. Als sie jedoch ein elegantes Brieftäschchen, das sie in den Falten ihres Kleides trug, hervorzog und mir ihre Karte anbot, mit dem wirklich dringenden Ersuchen, ihr am folgenden Tage zu einer Stunde, die sie mir näher bezeichnete, die Ehre meines Besuches zu gönnen, konnte ich nicht umhin, ihr meine Zusage zu geben. Darnach führte ich sie zu einem Fiacre, hob sie und die beiden Kleinen in den Wagen und verabschiedete mich von ihr. Erst dann erlaubte ich mir, die Karte zu betrachten, auf der die Worte standen:

Mme. la princesse de Pantin,
rue St. Hilaire 981.

Ich muß gestehen, daß mir bei Lesung dieses Namens, oder vielmehr des Titels, denn der erstere war mir gänzlich fremd, eigenthümliche Gedanken durch den Sinn gingen. Freilich war es mir nicht unbekannt, daß Fremde und ganz besonders die Engländer und Russen, oft ihre Marotten haben und in ihren Manieren von der gewöhnlichen Gesellschaftsform abweichen. Es war mir aber jedenfalls unerklärlich, daß in dem prächtigen und prachtliebenden Paris eine russische Fürstin zu Fuß, ohne Equipage und Livréebediente, umherwandeln und die Kunstschätze studiren sollte. War vielleicht das Ganze Maske, eine Speculation niedriger Art, eine dem Fremden gelegte Falle? Mir waren schon so viele Geschichten ähnlicher Art erzählt, daß ich beschloß, jedenfalls streng auf meiner Hut zu sein. Andererseits war mir mein kleines Abenteuer doch auch zu interessant, als daß ich es ganz ohne Folge hätte lassen sollen.

Demnach fuhr ich am nächsten Tage um zwei Uhr, wie sie mir gesagt hatte, zu meiner Dame und fragte beim Portier des bezeichneten Hauses nach der Fürstin Pantin. Der gute Mann machte eine sehr höfliche Miene, klingelte an einem besonderen Glockenzuge und sofort erschien ein Diener in einfacher, doch eleganter Livrée, der mich auf Deutsch fragte, ob ich der Herr sei, den die Fürstin erwarte und den sie gestern im Louvre getroffen habe. Auf meine Bejahung führte

er mich sehr höflich die Treppe hinauf und bat mich, in einem eleganten Vorsaal der ersten Etage einen Augenblick zu verziehen, indem er mir dienstfertig einen Stuhl herbeirückte. Der Salon war nicht groß, aber äußerst sauber und comfortable eingerichtet und bildete augenscheinlich einen Theil einer von jenen eleganten Miethwohnungen, wie sie vornehme Fremde in Paris für einen längeren Aufenthalt zu benutzen pflegen.

Nur wenige Minuten hatte ich Zeit gehabt, mich umzublicken, als in einer Thür die kleine Catinka erschien, dasselbe Kind, das ich am vorigen Tage ihrer Mutter wieder zugeführt hatte, und mich bat, mit ihr zur Mama zu kommen, die schon so viel von mir gesprochen habe. Das liebliche Geschöpf reichte mir die Hand und zog mich fast mit Ungestüm in das nächste Zimmer, wo mir die Fürstin, sehr einfach in ein braunes Seidenkleid gehüllt, mit freundlichem Gruße entgegentrat.

Auf den ersten Blick auf ihre Gestalt, in ihr klares Auge war ich überzeugt, daß hier von einer Täuschung, von einer Maske nicht die Rede sein könne. Die Fürstin mochte etwa dreißig Jahre zählen und zeigte einen ungemein feinen, beinahe möchte ich sagen ätherischen Wuchs. Ihr Antlitz bildete ein schmales Oval mit geistig durchgebildeten, doch sanften Zügen; sie war, obgleich über die erste Jugendfrische hinaus, doch wahrlich schön und ein leiser Zug von Wehmuth, der um

ihre Lippen spielte, trug nur dazu bei, das edle Bild vollendeter Weiblichkeit, das vor mir stand, noch mehr zu vergeistigen.

Ohne alle Verlegenheit oder Ziererei reichte sie mir die Rechte und bat mich in sanftem Tone, neben ihr auf dem Sopha Platz zu nehmen. Sie sei, sprach sie, in hohem Grade erfreut, den Mann wiederzusehen und ihm nochmals danken zu können, der ihr in so ängstlicher Lage beigestanden und sie sehe jetzt erst mit Bangen ein, wie unvorsichtig sie seither gewesen. — Unsere Unterhaltung wurde bald allgemeiner oder, besser gesagt, eingehender, denn ich fühlte mich in der Nähe der seltenen Frau so unbefangen, so heimisch, als sei sie mir längst bekannt, befreundet.

Die beiden Kinder hatten am Fenster Platz genommen und beschäftigten sich mit einer Handarbeit, während die Fürstin mir unaufgefordert einige Notizen über ihre Verhältnisse gab. Sie sagte mir, daß sie in Rußland, obwohl von deutschen Eltern, geboren sei und vor wenigen Jahren den alten Fürsten Pantin geheirathet habe, der schon wenige Wochen nach der Vermählung gestorben sei. Als Vermächtniß habe er ihr jene beiden Kinder aus erster Ehe hinterlassen und sie habe es sich nunmehr als Lebensberuf gestellt, für die Erziehung derselben zu sorgen. Sie habe, fügte sie hinzu, einen Theil Deutschlands und Norditaliens durchreis't und sich seit einem halben Jahre in Paris

niedergelassen, doch denke sie nicht mehr lange hier zu bleiben, da sie es für nöthig erachte, im Interesse der Kinder einen festen Wohnsitz zu wählen und somit werde sie vermuthlich in einigen Monaten schon Frankreich verlassen und nach Rußland zurückkehren.

Ohne Sentimentalität, schlicht und einfach hatte sie gesprochen und mir die Umrisse ihres Lebens im großen Ganzen gezeichnet, alle Specialitäten vermeidend. Ich erkannte darin ihren richtigen Tact, mir, dem ihr bisher so Fremden, gegenüber. Als Erwiederung theilte ich ihr das Wenige mit, was ich über mich zu sagen vermochte: daß ich, halb Student, halb Dilettant der Malkunst, mir die Welt besehe und noch nicht zum eigentlichen Entschlusse gekommen sei, was ich dereinst im Leben wirken und nützen wolle.

Nicht ohne Ernst sah mich die Fürstin bei diesem, für mich gerade nicht zu schmeichelhaften Selbstbekenntnisse an und meinte, es werde doch bald Zeit für mich und ohne eine feste Lebensrichtung treibe der Mann gleich dem steuerlosen Schiffe auf hoher See, stets in Gefahr, in Nichtigkeit zu versinken oder an den Klippen, in den Stürmen, die nicht ausblieben, ruhmlos zu zerschellen; nur eine feste, bestimmte Lebensthätigkeit führe sicher an ein Ziel, vor dem man nicht erröthen dürfe. Letzteres müsse der Mann, der, auf seinen Pfad zurückblickend, sich sagen müsse: „Ich habe vergebens gelebt!“ Ihre Worte machten einen tiefen

Eindruck auf mich; sie beschämten mich; zum ersten Male sprach ein wahrhaft edles Gemüth in diesem Tone zu mir. —

Die beiden kleinen Mädchen am Fenster waren mit ihrer Handarbeit in Unordnung gerathen und da sie sich nicht selbst weiter helfen konnten, traten sie zur Mutter, um sich Raths zu erholen. Ich richtete an sie ein paar freundliche Worte und Beide, die Aeltere, welche mir unter dem Namen Isidora vorgestellt wurde, sowie mein kleiner Schützling Catinka, waren so kindlich offen und zugethan, daß ich meine wahre Freude daran hatte.

„Mama,“ sagte Catinka, „wenn wir wieder ausgehen, um schöne Bilder zu sehen, dann begleitet uns der fremde Herr doch, damit Du nicht wieder solche Angst auszustehen brauchst?“

„O das wäre schön; bitte, bitte, thun Sie das!“ setzte Isidora hinzu.

Kinder setzen bekanntlich Erwachsene sehr häufig durch ihr harmloses Geschwätz in Verlegenheit und so geschah es auch diesmal. Ich wußte in der That nicht, was ich antworten sollte, doch die Fürstin sagte graziös:

„Ihr müßt den Herrn fragen, ob seine Zeit es erlaube und ob er die Gefälligkeit haben will, zuweilen auf unsern Excursionen unser Führer zu sein. Mich würden Sie wirklich dadurch zum großen Danke verpflichten, denn ich habe ja die Erfahrung gemacht,

daß ich allein zu schwach zum Schutz für meine Kleinen in dieser großen Weltstadt bin."

Gern ging ich auf diesen Vorschlag ein und nun erzählte mir die Fürstin, daß sie mit den großen russischen, in Paris lebenden Familien in gar keiner Beziehung stehe, weil sie selbst nicht aus einem großen Hause stamme und sich als eine nur Geduldete in jenen Kreisen nicht betrachten lassen möge.

„Ich finde," fügte sie hinzu, — „an diesem vornehmen und doch im Grunde so kalten, so herzlosen Gesellschaftsleben überhaupt gar keinen Geschmack und ich bin überzeugt, daß wenn ich mich darin bewegte, dies nur zum großen Nachtheil für die Kinder geschehen könnte, die ich dann weit mehr den Händen der Domestiken überlassen müßte. Die Kinder sind das heilige Vermächtniß des seligen Fürsten und bilden den ganzen, schönen Inhalt meines Lebens. Nein, nein, für sie allein will ich wirken und streben. Wenn ich sie herangebildet habe, wenn ihr Geist und Gemüth geordnet, gekräftigt und mit der reinen Empfänglichkeit für alles Hohe und Schöne ausgerüstet ist, dann mögen sie in die Gesellschaft treten, der sie vermöge ihrer Geburt und äußerer Vortheile angehören. Meine ganze Aufgabe soll sein, sie im würdigen Sinne darauf vorzubereiten."

„Mama, wir bleiben immer bei Dir! Ja, bei Dir

ist es am schönsten," riefen die Kinder und drängten sich schmeichelnd um die liebliche Frau.

Es wurden nun Verabredungen getroffen und in den nächsten Monaten war ich fast der tägliche Gesellschafter der Fürstin. Wir unternahmen Ausflüge nach allen Richtungen und ich fühlte, wie der Umgang mit der edlen Dame mein ganzes Innere umwandelte. Bis jetzt hatte ich das Leben nur von seiner hohlen, leichtfertigen und selbst verwerflichen Seite kennen gelernt; ein ernstes Streben nach Vollkommenheit war mir seither nicht in den Sinn gekommen; mein Herz war öde, mein Verstand verwais't, jedenfalls ungeordnet geblieben. Nun erst, angeregt durch die Fürstin, erschloß sich mir die tiefere Bedeutung unseres Daseins. Ich verstand nun erst, daß es Pflichten gäbe gegen das Individuum wie gegen die Menschheit überhaupt, daß freiwillige Arbeit neben der allgemeinen Pflichterfüllung auch erst die rechte Freudigkeit am Leben gewähre. Und mit dieser Erkenntniß kam dann das Bewußtsein der eigenen Unvollkommenheit und der Ziele, die zu erreichen des Mannes würdige Aufgabe sei. Kurz, ich fühlte mich gehoben und gedemüthigt zugleich und vor Allem wunderbar hingezogen zu der stillen, anspruchslosen Dame, deren überlegener Geist den meinen beherrschte, ohne allen Anspruch, ohne die geringste Absichtlichkeit.

Mit meinen andern Freunden kam ich jetzt selten

zusammen, und da sie mich häufig in der Begleitung der Fürstin sahen, so konnte es nicht fehlen, daß ich bald der Gegenstand ihrer frivolen Anmerkungen wurde. Früher wäre ich darüber zornig geworden und die Folge wären unausbleiblich blutige Raufereien gewesen; aber schon war ich auf einen Standpunkt gelangt, von wo aus ich das gemeine Geschwätz müssiger Zungen verachten und ignoriren konnte. Ich wußte, daß mein Verhältniß zur Fürstin ein reines war und ließ die Kläffer kläffen.

Fast ganz aus dem Gesicht war mir auch der Baron Mayberg gekommen, als ich auf eine fürchterliche Art wieder an ihn erinnert werden sollte.

Mein Portier hatte mir schon seit einigen Tagen gemeldet, daß eine fremde Dame, anscheinend eine Deutsche, mehrmals in meiner Wohnung nach mir gefragt habe; er beschrieb sie mir jedoch so undeutlich, daß ich keine Ahnung hatte, wer es gewesen sein könne. Ich hatte durchaus keine Beziehungen, welche auf einen solchen Besuch passen konnten und ich glaubte somit, daß es vielleicht eine Bedürftige gewesen, die meine Hülfe oder Unterstützung beanspruchte. Ich dachte nicht weiter daran, als ich eines Tages durch die Stadtpost einen Brief erhielt, der mich tief erschütterte. Er war von Henrietten, aus Paris selbst vor achtundvierzig Stunden datirt und lautete folgendermaßen:

„Lieber Hugo! — Verzeih einem unglücklichen

Weibe, das Dich betrogen hat und nun schon, wenn Du diese Zeilen lies't, in einer andern Welt für ihre Sünden, ihren Leichtsinn büßt, wenn der gütige Gott nicht an seinem verirrten Kinde seine allmächtige Barmherzigkeit übt. Ach, ich wage dies nicht zu hoffen und doch bebe ich nicht vor dem Schritte zurück, den ich fest bei mir beschlossen habe, der meinem Leben und Leiden und meiner Schmach ein Ende machen, zugleich aber auch ein Act der Vergeltung an dem Verräther meines Vertrauens sein soll.

„Ich habe Dir in Berlin erzählt, wie ich mein elterliches Haus verlassen habe, um das abenteuerliche Leben einer Schauspielerin zu wählen. Was ich Dir erzählte, war die Wahrheit, dem Thatsächlichen nach; die Lüge bestand darin, daß nicht sowohl Begeisterung für die Kunst mich vom heimischen Heerde trieb, sondern das unbändige Verlangen nach einem wilden, wechselnden, phantastischen Leben; die Unbehaglichkeit, die ich im geordneten, gleichmäßigen, meinem ungestümen Geiste zu einförmigen Verlaufe des elterlichen Hauswesens empfand.

„Unwahrheit ist, was ich Dir weiter mittheilte. Nicht um ein anderes Engagement an einer Bühne Berlins zu suchen, kam ich nach der Residenz. In jenem Städtchen, wo ich zuerst die Bretter betrat, hatte ich die Aufmerksamkeit eines durchreisenden Russen erregt, der mich aufsuchte und mich bald überredete

mit ihm zu entfliehen. Er nannte sich Baron Mayberg und versprach, mich nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten, die ihm seine Familien- und Dienstverhältnisse noch machten, zu heirathen. Sorglos vertraute ich ihm und ward, vorläufig auch ohne priesterlichen Segen, sein eigen.

„In diesem Verhältniß lebte ich mit ihm, als Du mich trafest. Mayberg war oft in Geldverlegenheiten; ich glaube, er spielte hoch und lebte außerdem in vielen Dingen unmäßig. Er bewog mich, unter allerlei Vorwänden Geld von Dir zu erpressen. Ich liebte ihn noch immer und vertraute ihm.

„Plötzlich war er abgereis't, ohne von mir Abschied zu nehmen, ohne mir ein Wort von seinem Vorhaben zu sagen. Da stiegen zuerst finstere Muthmaßungen in meiner Seele auf. Alle Rücksichten bei Seite stellend, eilte ich nach Deiner Wohnung; auch Du warst fort. Man sagte mir, Du seiest nach Paris gereis't und bei näherer Nachforschung erfuhr ich, in Begleitung des Barons.

„Mit dem letzten Gelde, welches ich von Dir erhalten und noch nicht an Mayberg abgegeben hatte, folgte ich Euch nach Paris und erfuhr leicht auf der russischen Gesandtschaft des Barons Wohnung. Ich überraschte ihn und hoffte noch, — ich wurde entsetzlich enttäuscht! Hohnlachend empfing er mich, nicht wie seine Geliebte, wie seine dereinstige Gemahlin,

sondern wie eine hergelaufene Dirne. Er bot mir an, seine Maitresse zu bleiben, so lange es ihm convenire, und als ich verzweiflungsvoll ihn an sein Eheversprechen erinnerte, sprach er mit spöttischer Bosheit, das habe mir Baron Mayberg gegeben, der gar nicht existire. Er erzählte dann kalt und höhnisch, er sei ein Sclave seiner Regierung, ohne deren Willen und Wissen er keinen Schritt thue; wegen eines schweren Verbrechens, das er einst begangen, verurtheilt, sei er wegen seiner Kenntnisse und Brauchbarkeit begnadigt und zu seinem jetzigen Posten verwendet; aus dem Lieutenant Rasumoff, der in Kiew degradirt, sei vorläufig ein Baron geworden, — auf wie lange, wisse er selber nicht. — —

„Also betrogen, verloren war ich und alle mein Flehen, mein Jammern schien ihn nur noch abstoßender zu machen. Sechszehn Wochen bin ich hier bei ihm gewesen in der erniedrigendsten Lage; jetzt droht er, mich gänzlich auf die Straße zu werfen, mich in das Laster dieser fürchterlichen Stadt hineinzustoßen. Das ertrage ich nicht; ich will sterben, — er soll es auch.

„In meiner Angst bin ich einige Male bei Dir gewesen, Hugo, ohne Dich zu treffen; es ist vielleicht gut so. Meine letzte Bitte wirst Du erfüllen. Mich kennt hier in Paris Niemand und ich werde dafür sorgen, daß mich Niemand erkennen soll. Nicht umsonst habe ich als Schauspielerin in mancher Rolle

das Pistol zu führen gelernt. — Aber meine Eltern wünsche ich benachrichtigt zu wissen, daß ihr unseliges Kind nicht mehr am Leben ist. Diese Aufgabe übertrage ich Dir; Du wirst einer Sterbenden die Erfüllung ihrer letzten Bitte nicht versagen. Melde meinen Eltern, deren Wohnort Du kennst, soviel von meinem Schicksale, wie Dir räthlich scheint. Im Hôtel, das Rasumoff bewohnte, wirst Du das Nähere erfahren. Und nun lebe wohl. Ich habe schlecht an Dir, an mir gehandelt, aber der Tod sühnt ja wenigstens hier auf Erden die Schuld. Nochmals, Verzeihung der armen, elenden Henriette!"

Kaum hatte ich diesen Brief gelesen, so stürzte ich auf die Straße, warf mich in einen Fiacre und fuhr nach Baron Maybergs oder, wie ich ihn jetzt nennen mußte, Rasumoffs Wohnung. — Auf meine Frage nach demselben sah mich der Portier verwundert an; er wußte, daß ich ein Bekannter des Barons war und staunte, daß ich das Vorgefallene nicht erfahren habe. Auf meine ängstliche Frage berichtete er mir dann gleichmüthig, der Herr Baron habe seit einiger Zeit eine fremde Dame bei sich gehabt, man habe zwar oft vernommen, daß sie sich miteinander laut gezankt, aber nicht weiter darauf Acht gegeben. Vor zwei Tagen nun habe man auf dem Zimmer des Barons ein paar Schüsse gehört und als man nachgesehen, habe man Beide todt, ihn mit einer Kugel mitten

durch den Kopf, sie mit völlig zerschmettertem Haupte gefunden. Wer die That verübt, wisse man nicht, ob sie, ob er, oder Jeder an sich selbst; der Schuß, der sie getödtet, sei offenbar mit Wasser geladen gewesen und daher die Entstellung hervorgerufen, die jede Recognoscirung unmöglich gemacht. Die russische Gesandtschaft sei benachrichtigt worden und habe schließlich die beiden Leichen ganz in der Stille beerdigen lassen.

Das war also das Ende meiner Pensions-Bekanntschaft und zugleich eines Mannes, der in Deinem Leben, Freund Gerber, eine so bedeutende Rolle gespielt hat. Das Schicksal geht oft wunderbare Pfade und ich habe seltsamer Weise noch ganz andere Belege dafür.

Mit größtmöglicher Schonung erfüllte ich den letzten Auftrag der unglücklichen Henriette, ihre Eltern mit ihrem tragischen Ende bekannt zu machen. Es war, als ich dieser Pflicht nachgekommen, als ob ein schwerer Alp von meiner Brust gewälzt sei. Ein Stück aus meiner frivolen, jetzt tief bereuten Jugendperiode hatte ausgespielt.

Meine Stimmung während dieser Ereignisse der Fürstin ganz zu verbergen, war mir nicht möglich und doch trug ich eine innerliche Scheu, ihr Henriettens Leben und Schicksale ausführlich mitzutheilen. Es war mir, als sei die Seele der edlen Frau zu rein

und heilig, als daß ihr ein solcher Schmutz der Leidenschaftlichkeit und Verirrung nahen dürfe. Trotzdem hatte sie aus meinen gelegentlichen Aeußerungen sich ein ziemlich genaues Bild des Vorgefallenen zusammengestellt und ich mußte bewundern, mit welcher Milde und Versöhnlichkeit sie darüber dachte. Sie schalt nicht auf die unglückliche Verirrte, sondern beklagte sie, viel mehr aber noch die Verhältnisse, die mitgewirkt hatten. Mit beinahe auffallender Beredtsamkeit pries sie den Segen der häuslichen Erziehung an der Mutter Brust, am Herzen des Vaters und schalt es unentschuldbaren Leichtsinn, ohne die größeste Noth die Kinder fremden Händen anzuvertrauen.

„Es kann Fälle geben," sagte sie, „wo dies unbedingt nothwendig wird, besonders bei Knaben. Wenn die Eltern auf dem Lande wohnen oder der Beruf des Vaters einen wechselnden Aufenthalt bald an diesem Orte, bald an jenem nothwendig macht, so ist es oftmals nicht zu vermeiden, daß die Söhne in eine Pension gegeben werden, um einen genügenden und stetigen Schulunterricht zu genießen. Auch dann sorge man aber dafür, daß sie durch wiederholte Besuche bei den Eltern, durch häufigen Briefwechsel, kleine Sendungen und dergleichen stets den Zug nach ihrer Familie behalten, — niemals der Stätte fremd werden, die ihre eigentliche Heimath ist. Junge Mädchen würde ich unter allen Umständen möglichst bis zur

vollendeten Confirmation bei der Mutter lassen; denn die Zeit bis zu, und namentlich die letzten paar Jahre vor der Confirmation sind diejenigen, in denen das Gemüth weich, bildsam und für gute wie böse Eindrücke am empfänglichsten ist. Dann bedarf es gerade am meisten der Pflege, nicht sowohl durch den klügelnden Verstand, durch Ermahnung, pedantische Beaufsichtigung und Zurechtweisung, sondern eben wieder durch das liebende, mütterliche Herz, das regiert, leitet und mildert, ohne zu sprechen, durch sein Beispiel und seine Treue selbst und seine erwärmende Nähe. Es wird so viel gesagt, in Häusern, welche eine gewisse Repräsentation nothwendig machen, seien die Kinder nicht an ihrem Platze; die Eltern behielten keine Zeit für sie übrig und thäten besser, sie schickten sie fort und gäben sie unter fremde Aufsicht. Das ist aber nicht wahr; eine gute Mutter soll, muß und wird auch immer noch genug Zeit für ihre Kinder übrig haben, wenn sie nur will. Stets werde ich, wenn ich über dieses Thema nachdenke, an eine hohe Frau erinnert, die neben so vielen glänzenden und stillen Tugenden auch als treue Mutter sich unvergänglichen Ruhm erworben hat: ich meine die Königin Louise von Preußen, die wahrlich doch einem großen Hause vorstand, aber nie auf den Einfall kommen konnte, daß sie keine Zeit für ihre Kinder hätte. — Ich glaube schwerlich," — schloß die Fürstin, „daß Ihre arme Jugendfreundin

so gewaltsam zu Grunde gegangen wäre, wenn sie früh ein Herz gefunden hätte, an dem sie unschuldig ruhen und ihre ungestümen Wallungen ausweinen gekonnt!" —

Wiederum war der Herbst herangekommen. Ich lebte jetzt schon fast ein Jahr lang in Paris, das mir, seit ich die Fürstin kennen gelernt hatte, so lieb geworden. An die Abreise dachte ich nicht und doch stand sie mir nahe bevor. Schon seit einiger Zeit hatte ich Nachrichten aus der Heimath erhalten, die meine Stellung und Aussichten bedeutend anders gestalteten, als der ursprüngliche Plan meines Vaters gewesen war. Dieser hatte längst eingesehen, daß ich zum eigentlichen Staatsdienst nicht die geringste Neigung mitbrachte und er hatte darauf verzichtet, mich mit ferneren Ermahnungen und Ermunterungen in diesem Sinne zu bestürmen. Im letzten Jahre war er schwer erkrankt und dieser Umstand mochte dazu beigetragen haben, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Er wünschte jetzt, daß ich in nicht zu langer Frist zurückkehren und ihn in der Verwaltung der umfangreichen Güter unterstützen möge.

Dem Ausdrucke „in nicht zu langer Frist" hatte ich absichtlich eine ungemessene Dehnung gegeben, weil der tägliche Verkehr mit der liebenswürdigen, geistvollen Fürstin mir fast unentbehrlich geworden war. Jetzt indeß langten dringendere Briefe an, die einen

schnellen, wenn auch noch so harten Entschluß nothwendig machten. Meine Mutter, selbst schon eine bejahrte und dabei sehr schwächliche Frau, schrieb mir, der Vater sei von einem Schlaganfall betroffen und fast gänzlich gelähmt, so daß er zur Wahrnehmung von Geschäften beinahe total unfähig geworden sei. Solle nun nicht Alles drunter und drüber gehen, wolle man nicht die ganze Verwaltung den Händen fremder, unzuverlässiger Menschen überlassen, so dürfe ich keinen Augenblick mit meiner Rückkehr säumen.

Bestürzt eilte ich mit diesen Botschaften zur Fürstin. Sie war keinen Moment zweifelhaft, was zu thun sei. Mit einem wehmüthigen Blicke sah sie mich an, reichte mir die Hand und sagte:

„Wir müssen scheiden. Das Leben des Mannes, fast mehr noch als das der Frau, hat seine Pflichten; wenigstens bewegen sich diese letzteren beim Manne in größeren Dimensionen und erfordern deshalb oft auch stärkere Entschlüsse, kräftigere Selbstbeherrschung, Selbstüberwindung. Sie, mein Freund, haben nun jahrelang den Genüssen des Lebens nachgejagt; jetzt fordert Sie die Pflicht und es ist an Ihnen, zu beweisen, daß die Freuden und Genüsse des Lebens Sie nicht verweichlicht, nicht abgestumpft haben, daß Sie vielmehr dadurch für ernste Thätigkeit geschickt gemacht und vorbereitet sind. Ueberdies ruft Sie die Sohnespflicht an das Lager Ihres Vaters, an die Seite

Ihrer Mutter; Sie werden Gelegenheit haben, Beiden eine Stütze zu sein und ihnen die Sorgen um Sie, um Ihre Jugend zu vergelten. Wie natürlich bietet sich Ihnen ein Wirkungskreis edelster Art, in welchem Sie gewiß Befriedigung und inneres Glück finden werden. Darum reisen Sie, mein Freund, reisen Sie schnell und ohne Besinnen. Gott segne Ihr Vorhaben."

„Ich soll fort, fort von Ihnen, Fürstin?" rief ich heftig, und die Kinder klammerten sich an mich an und flehten: — „Nein, nein, nicht wegreisen; bleiben Sie bei uns, bitte, bitte!"

„Ich soll Ihnen Lebewohl sagen," — fuhr ich erregt fort, „Ihnen, durch die das Leben erst Werth und Bedeutung für mich gewonnen hat? Fürstin, sagt Ihnen denn keine innere Stimme, daß ich das nicht ertragen kann?"

Mild entgegnete sie: „Wir trauen uns oft weniger Kraft zu, als wir besitzen, und der Entschluß ist das schwerste bei allen Dingen. Hernach findet sich Alles leichter, als wir gemeint. Ihre Anhänglichkeit an mich, an die Kinder, thut mir wohl, ich will es Ihnen offen gestehen, und auch ich werde Sie schmerzlich vermissen. Doch ich bin nicht egoistisch und Sie, mein Freund, sind jung, — jünger als ich; Sie werden bald in anderer Umgebung anderen Anregungen zugänglich sein und mich zwar nicht vergessen, denn das traue ich Ihrem warmen Herzen nicht zu, aber bald

auch nicht mehr entbehren. Darum auf, ermannen Sie sich; machen Sie sich Ihre Pflicht nicht sauerer als nöthig; reisen Sie noch heute, Sternberg."

Davon wollte ich natürlich Nichts hören; ich wollte Aufschub haben, einige Wochen, ein paar Tage; endlich bat ich, mir noch diesen letzten Abend zum traulichen Zusammensein zu gönnen, — doch die Fürstin blieb unerbittlich. Sie behauptete unerschütterlich, ein rascher Entschluß sei schon eine halb gewonnene That, und ich war fast erzürnt über ihre Härte. Ich Thor ahnte nicht, daß die edle Frau heldenmüthig sich selbst bezwang, um sich vor ihrem eigenen Gefühle zu schützen.

Eins versprach sie mir indeß noch zu meiner Beruhigung. Sie wollte noch bis zum nächsten Frühjahr in Paris bleiben und dann über Lübeck nach Rußland zurückkehren. Sie erlaubte mir, während dieser Zeit öfter an sie zu schreiben, gelobte mir ausführliche Antworten und verhieß mir endlich, mich zu benachrichtigen, wann sie hier in Lübeck eintreffen würde. Dann sollte es so eingerichtet werden, daß sie noch über ein paar Tage zu disponiren hätte, und ich wollte ihr entgegenkommen und sie auf meinen eigenen Gütern meinen Eltern vorstellen.

Unbestimmte Hoffnungen knüpften sich an diese Projecte; mir erschienen sie wie der Strohhalm, an den sich der Ertrinkende noch klammert. Ich hatte mir selbst nie Rechenschaft gegeben über das Gefühl, das

ich für die Fürstin hegte; ich hatte es nie für möglich gehalten, daß es die Liebe sein könne; sie war ein paar Jahre älter als ich, war weit erfahrener und verständiger, war außerdem eine Fürstin, — und ich? — Ach, ich war ja Nichts, gar Nichts als ein junger Mann, der in der Welt noch Nichts geleistet hatte und, nur von seinem Besitz getragen, planlos, leichtfertig sogar dahin gelebt hatte, ohne sittlichen Ernst und geistige Würdigkeit. Erst da ich sie hatte kennen lernen, durch ihren Umgang, ihr Gespräch und Beispiel hatte ich ahnen lernen, daß es sichere Strebungen im Menschenleben giebt.

Solche trübe Gedanken gingen mir im Kopf herum, während ich Frankreich verließ und meiner holsteinischen Heimath zufuhr. Der Fürstin Bild stand immerdar vor meiner Seele, nicht im Schimmer frivoler Sinnlichkeit, sondern in der bezaubernden Anmuth und Schöne ihres sittlichen Adels. Ich war nicht sowohl leidenschaftlich entflammt, als ernst nachdenkend, grübelnd und in meines Herzens Innerstem immer mehr staunend über alle die seelischen Vorzüge, die bei weiterem Sinnen als immer neue, herrlichere Eigenschaften der edlen Frau vor mein geistiges Auge traten.

Endlich langte ich auf Neuruhe, dem Hauptgute meines Vaters, an. Allerdings war es Zeit, daß eine junge, gesunde Kraft die Zügel der Verwaltung auf unseren Besitzungen ergriff. Mein Vater, durch seine

Krankheit vollständig an Zimmer und Sopha gefesselt, konnte selbst anhaltendes Denken nicht mehr vertragen, obgleich er in den kurzen, von Schmerz und Schwäche freien Augenblicken im Stande war, mir mit völliger Verstandes-Klarheit alle nöthigen Aufschlüsse zu geben und mir seine practischen Anweisungen und Rathschläge zu ertheilen. — Die Mutter siechte gleichfalls. Sie war eine Dame aus altadeligem Geschlecht, die mein Vater abgöttisch geliebt und auf den Händen getragen hatte. So war sie allen eigentlichen Geschäften ganz und gar fremd geblieben, körperlich verwöhnt, verzärtelt, und als nun die Jahre kamen mit ihren natürlichen Gebrechen, ward sie nur noch sorgsamer und empfindlicher für ihre Person. Kein lautes Geräusch durfte in ihrer Nähe stattfinden, ihre Nerven waren in ewiger, eingebildeter oder wirklicher Spannung; jeder noch so geringe Widerspruch reizte sie zu lautem Weinen, — sie war sich und Anderen zur Qual, nicht aus bösem Herzen, sondern aus Verwöhnung, die sich nun so bitter an ihr rächte.

Gerade meine Mutter war es, die meine lange Abwesenheit, mein Umherschweifen fern vom Hause, nicht ungern gesehen und meinen Vater oft zur Nachsicht mit mir gestimmt hatte. Sie hatte der steten Furcht gelebt, daß ich als wilder, stürmischer Gesell zurückkehren und in dem stillgewohnten Hause eine Unruhe anstiften würde, die sie nicht vertragen zu

können meinte. Als sie zuletzt nothgedrungen mich zur Heimkehr auffordern mußte, hatte sie mit Zittern und Zagen meiner Ankunft entgegengesehen und gegen ihre Umgebung schon im Voraus die lauten Scenen bejammert, denen sie unausbleiblich entgegengehe. Ja, wäre ich vor einem Jahre angelangt, so hätte ihre Furcht eine gegründete sein können, denn ich war, wenngleich in meinem Wesen nicht roh, so doch gewaltsam, eigenwillig und herrisch. Die Erfahrungen, die ich seither gemacht, waren nicht fruchtlos an mir vorüber gegangen. Das schreckliche Schicksal Henriettens und Rasumoffs hatte mich über das Trügerische und Nichtige des „Indentag-Hineinlebens," wenn ich mich des sonderbaren, aber bezeichnenden Wortes bedienen darf, aufgeklärt und der Verkehr mit der Fürstin hatte mich daran gewöhnt, auf mich selbst zu achten und in Allem, was ich dachte, sprach und that, eine gewisse Besonnenheit anzustreben.

So trat ich denn bei meiner Mutter als ein ganz Anderer ein, als sie gefürchtet hatte und es gelang mir sehr bald, ihre vollste Zuneigung zu gewinnen. Durch die Fürstin war ich an den stillen, weiblichen Umgangston gewöhnt, den meine Mutter vor Allem liebte; mit dem Vater ging es auch recht leidlich, denn wenn ich von den eigentlichen Geschäften, die ich jetzt übernehmen sollte, bis dahin auch so gut wie gar Nichts verstand, so erleichterte mir mein, freilich geringes

juristisches Wissen doch das Eingehen in die Andeutungen des Alten, und da ich es an Fleiß, Ernst und gutem Willen nicht fehlen ließ, so gelang mir Alles besser, als der Papa nach seinem eigenen Geständniß erwartet hatte.

Ich besuchte die verschiedenen Güter, ließ mir alle Rechnungsbücher und Papiere vorlegen, um überall eine genaue Uebersicht zu erlangen, traf die vom Vater gewünschten Anordnungen und wachte über deren pflichtgetreue und sorgfältige Ausführung von Seiten der Verwalter und anderer Beamten. Natürlich nahm das Alles viel Zeit weg, aber wenn man ein neues Werk in Angriff genommen hat und selbst bemerkt, wie man damit zu Stande kommt, wie man darin fortschreitet und ersprießlich wirkt, so macht Einem die Freude am Gelingen die Arbeit an sich schon leicht. So erging es mir und dazwischen erhielt ich fast alle Monat einen langen Brief von meiner Freundin aus Paris. Sie schrieb nicht leidenschaftlich; manchmal hätte ich, bei meiner eigenen inneren Gluth, auch mehr Feuer des Ausdrucks in ihren Zeilen gewünscht. Aber sie schrieb stets mit einer äußerst wohlthuenden Herzlichkeit und Wärme, und wenn ich ihre Briefe wiederholt durchlas, mußte ich mir gestehen, daß sie, wie immer, Recht habe, daß sie gerade so und nicht anders habe schreiben müssen. Meine Antworten mögen allerdings lebhafter ausgefallen sein. Nicht selten spielte

die Fürstin auf meine Ueberschwänglichkeiten, wie sie sie nannte, mit mildem Spotte an und erinnerte mich, als deutscher Nordländer doch die Gluthen der Pariser Atmosphäre zu vergessen. — Ach Gott, sie vergessen konnte ich ja niemals und jeder neue Brief von ihr trug, ohne daß sie's wollte, neuen Brennstoff in mein Herz. —

Gar manches Mal, an langen Winterabenden, saß ich im traulichen Gemache meiner Mutter und ward nicht müde, ihr von Paris und von der Fürstin zu erzählen. Beide Namen zu trennen vermochte ich nicht mehr. Meine gute Mutter lächelte dann leise vor sich hin und träumte von vergangenen Zeiten und früherem Glanz. Als junge Dame war sie auch einst in der französischen Hauptstadt gewesen, gleich nach der zweiten Restauration der Bourbonen, sie hatte in Deutschland die Bekanntschaft vieler hochgestellter Emigrés gemacht und war durch sie in die vornehmsten Salons der wieder auf hoher Woge schwimmenden Royalisten eingeführt. Die Erinnerungen an diese Zeiten des Glücks, der Etiquette und der Courtoisie gehörten zu ihren angenehmsten. So hörte sie es denn auch gern, wenn ich von der Fürstin sprach; schon der Gedanke schmeichelte ihr, daß ihr Sohn mit einer Dame von so hohem Rang befreundet sei und regelmäßig mit ihr correspondire. Sie freute sich darauf, die Fürstin kennen zu lernen und ich konnte die Zeit kaum er=

warten, bis der Frühling wieder in's Land gekommen, der die Flüsse und Seen aus ihrer langen Erstarrung befreien, die Wälder und Fluren kleiden und die Natur mit bunten Blumen schmücken sollte, zum Empfang der herrlichen Frau auf meinem eigenen, heimathlichen Boden.

Oft hatte mein Vater darauf hingedeutet, daß es für mich an der Zeit und für uns Alle aus mehr als einem Grunde wünschenswerth sei, mich zu vermählen. Ich hatte aber den Gedanken weit zurückgewiesen, denn alle Frauen, die ich bisher, außer der Einen, gefunden, hatten mich entweder eisig kalt gelassen, oder ich hatte mich von ihnen sogar mit Verachtung oder Widerwillen abgewendet. Selbst der heißblütigen und dabei wahrhaft schönen Henriette war es ja nicht gelungen, trotz aller angewendeten, genau genug berechneten Künste, mein Herz zu bestricken. Die Eine aber stand mir, vermöge ihres Ranges und, ich fühlte es mit tiefer Beschämung, vermöge ihrer geistigen Ueberlegenheit zu fern, als daß ich ihren Besitz für möglich hätte halten können.

Die Zeit mag für unsere Wünsche, für unsere ungestümen Hoffnungen noch so langsam und langweilig dahin kriechen, -- unbeirrt und sicher wandelt sie doch ihre Bahn und bringt alle Dinge an ihr vom Schicksal bestimmtes Ziel. Auch dieser Winter ging zu Ende und der Frühling kam und lös'te die Wogen des

blauen baltischen Meeres wie die hüpfenden Wellen unserer reizenden Landseen und die Silberadern der Flüßchen, Bäche und Quellen; er kleidete wieder Wälder und Fluren in smaragdene Gewänder und hüllte allüberall die Natur in Blüthen und Duft zum Preise des Schöpfers, der sich im Großen wie im Kleinsten so herrlich offenbart; er streute Veilchen und Vergißmeinnicht auf die schattigen Wiesengründe, setzte Jasmin und Flieder und Lilien und Rosen in die prangenden Gärten und lud die Lerche ein und die Nachtigall zu singen von der Freudigkeit des Himmels und von der Süße der Alles durchströmenden Liebe.

O wie schön war auch das gesegnete Holstein, meine engere Heimath, zu dieser Zeit wieder aufgeblüht, dieses Ländchen, dem mit Recht der Name „nordische Schweiz" gebührt. Hügel reiht sich an Hügel, mit dunkler Waldung, mit Schlössern und Villen besetzt; dazwischen dehnen sich grüne Felder und Wiesen und überall lacht das Auge der Landschaft, das glitzernde Wasser, hindurch! Von Ost und West schlägt es als mächtige See die Flanken des Landes; im Innern desselben rinnt es zu lieblichen Seen zusammen und begeistert, befriedigt die Seele. Dort am reizenden Keller-See träumten die Stolbergs, dichtete der unvergeßliche Voß sein unsterbliches Idyll, die Louise. Ganz nahe daran, wenn wir uns durch die üppigste Scenerie ein wenig nordostwärts wenden,

treffen wir das anmuthige Sielbeck und in der Försterei zum Grünhaus spannen wir aus, um an die Ufer des sagenhaften Ukley=Sees zu wandern, der, in schwarze Waldesnacht gebettet, über längst vergangene Romantik sinnt. —

Diesen Weg hatte ich, von einer Rundfahrt um meine Güter heimkehrend, eingeschlagen. Mein Gemüth war sonderbar bewegt. Von der Fürstin hatte ich Briefe erhalten, denen zufolge sie schon in den nächsten Tagen eintreffen konnte. Ich sollte sie also wiedersehen und mein Herz schlug ungestüm, aber ich wußte nicht, ob vor Freuden oder Wehmuth. Ich sollte sie wiedersehen, um sie bald abermals, vielleicht auf immer, zu verlieren. Ich wußte, daß dieser letzte, schreckliche Gedanke mir jede Stunde des Beisammenseins vergällen würde. Mitten in der Frühlingspracht, im Glanz und Sang der Hoffnung, die die Luft durchschauerte, fühlte ich mich gepreßt, beängstigt, hoffnungslos. Zu dieser Stimmung paßten die dunklen Wasser, die dunklen Borde des Ugley.

Ich wandelte durch den dichten Wald, absichtlich die gebahnten Pfade vermeidend, denn es war die Zeit kurz vor Pfingsten, ein prachtvoller, lauer Nachmittag und ich wollte vermeiden, dem Zuge der vielen Fremden zu begegnen, die jetzt schon von allen Seiten herbeigeströmt kamen, sich an diesen wunderbaren Naturschönheiten zu weiden. Ich schlug mich durch das

Unterholz, einer einsamen Stelle ganz am Ende des Sees zu, wo ich hoffen durfte, allein zu sein.

Schon hatte ich mich dem von mir ausersehenen Plätzchen, einem von den stillen schwarzen Wassern anmuthig bespülten Halbrund, umgeben auf seiner Rückseite von dichtem Gehölz, auf etwa funfzig Schritte genähert, als ich meine Hoffnung, es unbesetzt zu finden, dennoch getäuscht sah. Mehrere Damen ruhten dort auf der einfachen Bank und nicht weit davon lagerte im Moose, einen Haufen Shawls und Tücher bewachend, ein Diener, dessen Livrée, grün mit Silber, mir bekannt schien. Noch hatte ich indeß nicht Zeit gehabt, näher nachzudenken, wem diese Farben gehörten, als eine der Damen, ein junges Mädchen, die wahrscheinlich durch das Geräusch aufmerksam geworden, das ich beim Durchbrechen des Unterholzes machte, sich nach mir umschaute und plötzlich mit dem lauten Aufschrei: „Mama, Mama, Herr Sternberg, Herr Sternberg!" auf mich zusprang.

Wer beschreibt meine Ueberraschung, als ich die Stimme und nun auch das liebe Gesichtchen meiner kleinen Catinka erkannte. Im Nu war ich aus dem Gehölz und der Fürstin entgegen geflogen, der ich in der ersten Aufwallung an's Herz stürzen wollte. Sie bemerkte das, trat leicht einen Schritt zurück und ergriff meine Hand, die sie aber doch an ihre Brust zog und mir so eine halbe Umarmung zu Theil werden

ließ. Nichts weniger als Kälte lag in dieser Bewegung; ich fühlte vielmehr sofort, daß sie Recht hatte und schon ein Blick auf die Kinder und den neugierig gewordenen Diener mußte mir sagen, daß sie auch jetzt wieder das Passende und Schickliche gewählt.

Isidora und Catinka sprangen um mich herum, bestürmten mich mit hundert Liebkosungen und Fragen und gaben mir dadurch zugleich Gelegenheit, mich zu sammeln. Die Fürstin sah in ihrem einfachen Reisekleide allerliebst aus; die Wärme des Tages, auch wohl die Erregung des Moments hatten eine sanfte Röthe auf ihre Wangen gezaubert, aus ihrem Auge lachte Heiterkeit und neckische Schalkheit.

„Wir wollten Sie überraschen, mein Freund," sagte sie, die noch immer meine Hand festhielt und mich zu sich auf die Bank niedergezogen hatte, — „aber nicht heute schon. Wir sind von Hamburg direct hierher gefahren und wollten Sie morgen auf Neuruhe, Ihrem Heimwesen, aufsuchen. Heute bedurfte ich erst einiger Erholung von der Reise, denn Sie werden es der weiblichen Eitelkeit verzeihen, daß ich doch nicht erschöpft und strapazirt vor Ihnen und Ihren werthen Eltern erscheinen mochte. Dann aber entzückte mich auch diese wunderherrliche Gegend und ich glaube endlich, daß zugleich eine Ahnung oder sonst eine geheimnißvolle Macht, die gewollt, daß wir uns hier zuerst

wiedertreffen sollten, mich an diesen reizenden Ort geführt hat."

„Ja," rief ich, „eine geheimnißvolle Macht, dieselbe, die zu dieser Jahreszeit die ganze Natur beseeligt. Lassen Sie mich das glauben, theure Fürstin, lassen Sie diesen Gedanken Wurzel schlagen in meiner Seele, daß ich an ihm zehren, in ihm leben und weben kann bis zum letzten Hauche meines Lebens!"

„Sind Sie so melancholisch, Sternberg?" fragte sie halb neckend, „hat der dunkle See mit seiner Romantik und Sage Sie angesteckt? — Blicken Sie mich an und die Kinder, — sind wir nicht heiter und freuen uns, Sie wieder gefunden zu haben? Nun zeigen Sie uns auch eine glückliche Miene oder ich glaube, daß wir Ihnen ungelegen gekommen sind."

„O Fürstin!" entgegnete ich bittend, „Sie quälen mich. Ich müßte Sie nicht kennen, nicht Ihre feine Seelenkenntniß, wenn ich fürchten sollte, von Ihnen mißverstanden zu werden. Aber Sie haben Recht, wenn Sie mich auf meine Ungeschicklichkeit aufmerksam machen. Lassen Sie uns aufbrechen; mein Wagen steht im Grünhause, der Ihrige vermuthlich in Sielbeck, denn ich erinnere mich, dort eine bepackte Reiseequipage gesehen zu haben, ohne daß ich ahnte, welche Lieben sie mir zugeführt. Kommen Sie und Ihr, Kinder: in anderthalb bis zwei Stunden können wir in Neuruhe sein. O wie werden sich Vater und Mutter

freuen, wenn ich Sie mitbringe, Sie, die schon so lange und herzlich erwartet sind."

„Nur ruhig, lieber Sternberg," sprach die Fürstin jetzt und ich sah durch ihre Freundlichkeit wieder den Zug von Ueberlegenheit und Entschiedenheit blitzen, der, immer in milde Form gekleidet, doch unwiderstehlich war und Alles ihrem Willen unterwarf. „Ruhig, Sternberg; ja, lassen Sie uns nach Sielbeck gehen; dort aber will ich heute bleiben und erst morgen als Gast auf ein paar Tage in Neuruhe einziehen — —"

Ich wollte sie unterbrechen, doch sie fuhr, mir die Hand leise drückend, gelassen fort:

„Glauben Sie mir, es ist besser so. Einmal sind Ihre werthen Eltern alte und überdies kränkliche Leute, denen ein plötzlicher Ueberfall von meiner Seite Unruhe und Sorge machen könnte. Ja, ja, ich bin auf Ihren Widerspruch gefaßt, aber Sie urtheilen in der Ueberwallung Ihres stürmischen Gefühls — ich beurtheile einfach, wo Pflicht und Sitte die leicht zu gewährende Schonung erheischen. Ich will Ihnen außerdem jedoch auch nicht verhehlen, daß ich gern heute noch im ruhigen Naturgenusse hier weilen, hier mich ausruhen möchte; dort, auf Ihrem Landsitze, werden Sie mir, fürchte ich, doch nicht gar viele Ruhe lassen und bedenken Sie, in einigen Tagen steht mir eine angreifende Seereise bevor."

Sie mochte bemerkt haben, daß eine tödtliche Blässe

bei den letzten Worten mein Gesicht überzog. Sie schien selbst davon gerührt und ich glaubte eine Thräne in ihrem Auge schimmern zu sehen. Die geistig starke Frau war doch nicht ganz im Stande, durch angenommene Heiterkeit die Bewegung ihrer eigenen Seele zu beherrschen.

Wir gingen den Weg nach Sielbeck entlang; die Kinder kamen nicht von meiner Seite, hängten sich an meine Arme oder sprangen rechts und links in's Gras, um mir ein Blümchen zu pflücken, ein Sträußchen zu winden. Ich bot alle meine Beredsamkeit auf, die Fürstin von ihrem Entschluß abzubringen, obwohl ich im Voraus überzeugt war, daß es mir nicht gelingen würde, denn, aufrichtig mußte ich mir, wie immer, gestehen, daß sie im Rechte war. Sie antwortete wenig, lächelte sinnend vor sich hin und kam dann plötzlich mit einer Idee zum Vorschein, der ich mit Jubel meinen Beifall gab.

„Einen Vorschlag will ich Ihnen machen," sagte sie nämlich, „doch zuerst die Frage: werden Sie heute zu einer bestimmten Zeit in Neuruhe erwartet?"

Dies konnte ich mit gutem Gewissen verneinen, denn es traf sich manchmal, daß ich auf meinen kleinen Excursionen über einen Tag länger ausblieb, als ich ursprünglich gewollt hatte und meine Eltern waren deswegen niemals in Sorge. Daß mir in unserem gemüthlichen Lande so leicht kein Unglück passiren

konnte, wußten sie und ebensowohl waren sie überzeugt, daß ich nicht auf leichtsinnige oder dumme Streiche fiel.

„Nun wohl," fuhr die Fürstin fort, „so bleiben Sie diesen Abend, bis es Zeit zur Ruhe ist, hier in Sielbeck bei uns; später können Sie nach dem Gute noch hinüber fahren und unsere Ankunft auf morgen anmelden. Wir durchstreifen heute noch zusammen die nächste Umgebung und später, wenn die Kinder schlafen gegangen sind, will ich Ihnen noch Einiges aus meinem Leben erzählen. Schon länger habe ich das gewollt, doch in Paris fand sich nicht der passende Augenblick dazu und dem Papiere solche Dinge anzuvertrauen, ist nicht nach meinem Sinn. Sie können, an sich unbedeutend, nur von Mund zu Munde Werth haben, nur dann, wenn der Erzähler am Auge des Hörers wirklich sieht, daß er Interesse daran nimmt. Sind Sie also einverstanden, Sternberg, so bleibt es bei diesem Arrangement und wir brauchen uns die schöne Zeit nicht durch Bitten und Verneinen zu trüben."

Wir theilten nun den Kindern das Resultat unserer absichtlich etwas leiser gepflogenen Verhandlung mit; sie jauchzten uns ihre Freude zu und heiter erreichten wir das Sielbecker Wirthshaus. — Vor Allem ward, auch schon der Kleinen wegen, ein Abendbrod bestellt, dann noch eine Weile umhergeschwärmt und kaum war es etwas dämmerig geworden, als die Natur ihr Recht geltend machte und erst Catinka, dann, obwohl

sie in ihrem Stolz als Aelteste und schon beinahe großes Mädchen tapfer dagegen anzukämpfen versucht hatte, auch Isidora über Müdigkeit klagte und Beide unter Aufsicht der Mama zu Bett gebracht wurden.

So herzlich lieb ich die Kinder hatte, war mir heute der Augenblick doch recht ersehnt, als sie „gute Nacht!" gesagt hatten. Es dauerte nicht lange, so kam die Fürstin wieder und wir setzten uns nun in eine unweit des Hauses gelegene Laube, wo meine Freundin mir wie folgt erzählte:

„Erwarten Sie nicht, lieber Sternberg, die Schilderung eines vielbewegten, romantischen Lebens. Ich könnte das meine mit größerem Rechte ein sehr prosaisches, bürgerliches nennen. Sie sind durch Zufall, Schicksal oder welchen Namen wir der Macht geben wollen, die die Menschen zusammenführt und wieder trennt, mein Freund geworden und ich möchte nicht gern auf längere Zeit, wenn nicht auf immer, von Ihnen gehen, ohne Sie mit meiner Vergangenheit bekannt gemacht zu haben, auf die ich zwar mit ruhigem Gewissen, aber auch nicht ohne Wehmuth blicke. Ein jedes Herz, auch das einfachste, hat seine kleine Geschichte und es ist eine Verkennung des wahren Weltenlaufs, erschütternde, ergreifende Seelenstürme und Kämpfe nur auf den Höhen der Gesellschaft oder in den tiefsten Sphären des Lasters voraussetzen zu

wollen. Man hat sehr mit Unrecht das bürgerliche Schauspiel, die Familientragödie vom ästhetischen Standpunkt aus verketzert, als ob nur Fürsten oder Verbrecher ein Herz im Busen tragen, als ob die leidige Politik, die herzloseste aller Institutionen, oder das Criminalamt immerfort den Hintergrund bilden müsse. Es giebt kein größeres Terrain, auf welchem das Drama spielt, als eben das Menschenherz, gleichviel unter dem groben Kittel der Armuth oder unter dem Hermelin. Jeder Mann, namentlich aber jedes Weib, das einigermaßen über sich nachgedacht hat, wird mir beistimmen und damit zugleich die Pedanterie, die Engherzigkeit jener Schöngeister aussprechen, die das volle Menschenleben über aller ihrer Prüderie und Büchergelehrsamkeit nicht verstehen.

Ich schicke Dies voraus, mein Freund, damit Sie Ihre Ansprüche an Das, was Sie hören sollen, nicht zu hoch steigern. Ich bin, wie ich Ihnen schon früher angedeutet, nicht im vornehmsten Stande geboren. Mein Vater war ein kaiserlicher Beamter mit guter Einnahme und — vielen Kindern. Seine ganze Sorge war darauf gerichtet, uns eine gediegene, vielseitige Bildung durch gewissenhafte Erziehung zu verschaffen, und wenn er auch zuweilen schroff und herb im Kreise der Seinen erschien, so lag dies mehr in trüben Erfahrungen, die er gemacht hatte, als in Kälte des Herzens. Noch jetzt segne ich das Andenken des braven

Mannes, ohne dessen Gegengewicht die weiche, nachgiebige Mutter uns vielleicht verzogen, verhätschelt hätte.

Vater und Mutter starben in nicht langer Frist nacheinander und wir Geschwister, unter denen noch mehrere erst halb erwachsen waren, blieben, auf uns selbst angewiesen, zurück. Wir Aelteren entschlossen uns, die Sorge für die Jüngeren mit auf uns zu nehmen, indem wir die Fähigkeiten und Kenntnisse, deren Besitz wir unserer Erziehung verdankten, geltend zu machen suchten. Die Brüder schlugen sich auf ihre Art durch, ein Jeder in dem von ihm gewählten Fache, doch waren sie voraussichtlich in der nächsten Zeit noch nicht im Stande, für mehr als höchstens ihre eigenen Bedürfnisse zu sorgen. — Uns älteren Schwestern lag es ob, entweder als Lehrerin in einem der großen Erziehungs-Institute der Hauptstadt oder als Gouvernante in angesehenen Häusern ein Unterkommen zu suchen und so kam ich selbst in das Haus des alten Fürsten Pantin, eines Wittwers, der auf seinen Gütern in Weißrußland wohnte und weder nahe Verwandte noch andere Kinder außer den beiden, Isidora und Catinka, hatte.

Schon nach kurzer Zeit ward ich nicht nur der jungen Mädchen, sondern auch des Fürsten Liebling, der, ein alter, einsamer, kränklicher Mann, für Nichts Anderes auf der Welt mehr Sinn zu haben schien, als für seine Kinder und für seine Bücher. Er war in

früheren, gesunden Jahren weit in der Welt umhergekommen und hatte sich in London und Paris, in Deutschland und Italien die redlichste Mühe gegeben, seinen Geist zu bilden, was ihm, dem in der Jugend gerade nicht am Sorgfältigsten vorbereiteten Manne, verhältnißmäßig in seltenem Maße gelungen war. Als er entdeckte, daß ich, seine neue Gouvernante, in den Literaturen der lebenden Sprachen ziemlich bewandert war, schien er gleichsam frisch aufzuleben und ich mußte von da an täglich manche Stunde um ihn sein, ihm vorzulesen oder neue Werke mit ihm durchzugehen.

Das schöne, mich hoch beglückende Verhältniß sollte nicht von langer Dauer sein. Der Fürst pflegte jeden Tag eine oder ein paar Stunden zu reiten. Er hatte dann einen Leibeigenen als Diener zu seiner Begleitung. Eines Morgens, nachdem sie kaum eine halbe Stunde fortgewesen waren, sprengte der treue Constantin mit lautem Geschrei in den Hof zurück. Sein Gesicht war leichenblaß und verzerrt, sein graues Haar flatterte im Winde; er warf sich vom Pferde und erfüllte die Luft mit Jammergeschrei.

Wir Alle stürzten herbei, ein schreckliches Unglück ahnend. Kaum vermochte Constantin zu sprechen. Er war mit seinem Herrn durch einen, nur etwa eine Viertelstunde entfernten Wald geritten. Plötzlich war des Fürsten Roß durchgegangen, hatte seinen Reiter

abgeworfen und ihn, da er mit einem Fuß im Steigbügel hängen geblieben war, eine weite Strecke geschleift. Endlich war das Pferd in einem Gebüsche festgerathen; als der Diener herbeikam, hatte er den Fürsten besinnungslos und blutend gefunden.

Kein Mensch war in der Nähe; allein konnte Constantin nicht helfen und war deswegen, nachdem er seinen Herrn so gut als möglich auf Moos gebettet, nach dem Schlosse gesprengt, um Beistand zu holen.

Schon während seiner Erzählung hatten die Leute auf dem Hofe einen Wagen herbeigeschoben und Pferde vorgelegt, und nun ging es in sausendem Galop der verhängnißvollen Stelle zu. Ich selbst war, ohne mich zu besinnen, ohne im Mindesten auf das Schickliche oder Unschickliche der Situation zu achten, auf das Fuhrwerk gesprungen. Kaum zehn Minuten vergingen, so waren wir bei dem Verunglückten angelangt. Noch lag er ohne Besinnung und das Blut rieselte ihm von mehreren Wunden am Kopf und an den Händen. Eine tiefe Verletzung, die augenblicklichen Verband erfordert hätte, konnte ich nicht bemerken. Ich veranlaßte daher, daß er so vorsichtig wie möglich auf den Wagen gelegt wurde und langsam ging der Trauerzug dem Schlosse zu.

Der Fürst wurde in sein Bett gebracht und während nach dem nächsten Arzt gesendet wurde, wandten wir diejenigen Hausmittel an, welche bei Ohnmachten

und ähnlichen Vorkommnissen vorgeschrieben sind. Zu meiner unaussprechlichen Freude kam denn auch der Fürst nach etwa einer halben Stunde zu sich, blickte sich verwundert um und schien seine Umgebung zu erkennen. Er ächzte jedoch, wie unter großen Schmerzen, tief auf und verlangte nach dem Arzt.

Dieser kam nach einigen, mir ewig scheinenden Stunden, untersuchte den Zustand des Fürsten und zuckte sehr bedenklich die Achseln. Der alte Herr hatte mehrere Rippen gebrochen; außerdem aber fürchtete der Doctor, daß ein Druck auf das Brustbein stattgefunden, der die bedenklichsten Folgen haben könne, wenngleich eine augenblickliche Gefahr nicht vorhanden sei.

Und der Doctor hatte nur zu wahr gesprochen. Der Fürst stand nicht wieder von seinem Lager auf. Nach einigen Monaten wußte er, daß er nur noch wenige Tage zu leben habe. Da ließ er mich zur ungewohnten Zeit an sein Bett rufen.

Mit ruhiger, sehr ernster Stimme bat er mich, ihn anzuhören und ihn nicht zu unterbrechen, bis er ausgeredet habe. Dann setzte er mir auseinander, daß er gern und befriedigt aus der Welt scheiden würde, sobald er die feste Ueberzeugung habe, daß er seine geliebten Töchter in treuer und sicherer Obhut zurücklasse. Er habe, sagte er, nur ganz weitläufige Verwandte, die nicht das mindeste Interesse an ihm und den Seinen nähmen, da sie ja ohnehin durch das Da-

sein der Kinder keine Aussicht auf eine etwaige Erbschaft hätten. Die zarten Mädchen, an denen seine ganze Seele hänge, unter fremden, gemietheten Händen zu lassen, sei ihm ein furchtbarer, unerträglicher Gedanke, der ihm den Todeskampf entsetzlich machen würde. Er kenne, so viel er auch nachsinnen möge, nur ein Wesen, dem er die Kinder gern und ganz anvertrauen möge, — das sei ich. —

Ich wollte den Fürsten mit den heiligsten Versicherungen unterbrechen, daß ich meine Pfleglinge nie verlassen würde, aber er schüttelte den Kopf und winkte mir Schweigen. — An die Aufrichtigkeit meiner Betheurungen glaube er vollkommen, sagte er, aber ob ich denn auch die Macht habe, zu halten, was ich verspräche? Wer ist Herr über die Verhältnisse? Wer sagt mir, ob nicht höhere Pflichten Sie über kurz oder lang nach anderer Richtung rufen, wo dann ein Conflict eintreten würde, der Ihnen mindestens die Ruhe des Geistes raubte, die ich im Interesse meiner Kinder beanspruche. Aber auch abgesehen davon. Sie haben nach meinem Dahinscheiden kein Recht über die Kinder. Jene Verwandten können aus irgend einem Grunde dieselben an sich ziehen wollen, — wer will es ihnen wehren? — Nein, mein theures Fräulein, fuhr er fort, indem er mich sonderbar bewegt anblickte und mir die Hand entgegenstreckte; es giebt nur ein Mittel, mich ganz zu beruhigen und mir eine selige Sterbe-

stunde zu bereiten, und dieses Mittel besteht in einem Opfer, das Sie, mein theures Fräulein, mir bringen können.

Ich beschwor ihn unter Thränen, Alles von mir zu verlangen, was er wolle und gab ihm im Voraus meine Zusicherung der Erfüllung. Allerdings hatte ich Das nicht erwartet, was er jetzt aussprach.

So lassen Sie sich morgen als meine rechtmäßige Gemahlin mir antrauen, — sagte er feierlich; dann sind alle Bedenken gehoben; dann haben Sie gesetzliche Rechte über, heilige Pflichten gegen die Kinder und ich sterbe leicht und zufrieden.

Mich durchzuckte die Wucht dieses Antrages. Ich schwieg erschrocken eine Weile. Es war auf der einen Seite etwas Lockendes, Glänzendes, Fürstin zu sein, — auf der andern war ich persönlich nicht ehrgeizig und dann, — konnte ich eine so gewaltige Last, welche die Standeserhöhung und Alles, was damit zusammenhing, auf meine schwachen Schultern laden? War ich, wenn ich mich genau prüfte, der großen Aufgabe gewachsen?

Der Fürst wartete geduldig eine Weile; dann fragte er mild nach meinen Gedanken.

Ich verhehlte ihm dieselben nicht; von einer falschen Prüderie konnte natürlich unter den obwaltenden Umständen nicht im Entferntesten die Rede sein. Nachdem er mich ruhig angehört hatte, sagte er: Theures

Fräulein, gerade die Klarheit und Besonnenheit, mit welcher Sie die Sachlage auffassen, giebt mir die sicherste Garantie und zugleich den Beweis, daß ich Niemanden in der Welt hätte finden können, dem ich lieber meinen höchsten Schatz, meine Kinder übergebe. Lassen Sie die Sorgen, meine Freundin; willigen Sie ein. Der gute Gott läßt mir vielleicht noch einige Tage. Die will ich benutzen, Ihnen Rathschläge und Winke zu ertheilen, wie Sie nach meinem Tode zu verfahren haben. Willigen Sie ein, meine Freundin, um der lieben Kinder willen."

Ich konnte nicht anders; ich legte meine Hand in seine dargereichte Rechte. Am nächsten Morgen ward ich Fürstin Pantin. Mein Gemahl hielt Wort. Er benutzte die kurze Frist bis zu seinem Scheiden, alle, die Verwaltung der großen Güter betreffenden Angelegenheiten klar mit mir zu besprechen und zugleich wurden durch gerichtliche Documente meine und der Kinder Rechte auf das Vermögen genau präzisirt. — Eine Woche nach unserer Vermählung starb der Fürst in meinen Armen."

Hier machte die Fürstin eine Pause, offenbar in wehmüthige Erinnerungen versenkt. Dann faßte sie sich, strich mit der feinen Hand leicht über die Augen und fügte noch hinzu:

„Sie wissen nun so ziemlich Alles, lieber Sternberg. Dank den vortrefflichen Anordnungen des Ver-

storbenen hatte der Uebergang der Hinterlassenschaft an mich und die Kinder durchaus keine Schwierigkeit. Ich hatte das Glück, einen ganz ausgezeichneten Verwalter für sämmtliche Güter zu finden, einen Mann, der mir außerdem durch verwandtschaftliche Bande nahe steht. So konnte ich mich denn ganz der heiligen Pflicht hingeben, der ich mich geweiht, — der Erziehung meiner Kinder, und mit Gottes Hülfe wird mir dies bei dem sehr gutgearteten Wesen der beiden Mädchen auch gelingen. — — —"

„Wird es einer alleinstehenden Frau nicht auf die Dauer zu schwer werden," fragte ich nach einer längeren Pause — nicht ohne Absicht, — „in allen Fällen diese Aufgabe vollständig durchzuführen? Ich meine nicht den Kindern gegenüber, aber in den Irrungen der Welt?"

Uebefangen erwiderte die Fürstin: „Darüber habe ich selbst schon oftmals nachgedacht. Bis jetzt, da die Mädchen noch klein und ganz mir zugethan sind, habe ich noch nie Gelegenheit gehabt, andere Hülfe zu vermissen. Auch für die Folge hoffe ich wenigstens die rechten Wege finden zu können, sie gegen alle Unbill des Lebens zu vertreten." —

So befriedigt ich im Ganzen von der Mittheilung der Fürstin war, brannte doch noch eine Frage in meiner Seele. Hatte sie mir doch so viel Vertrauen gezeigt, sich bestrebt, freiwillig ihr Leben offen vor mir

darzulegen, — und nun schien es mir, als bleibe trotz alledem noch eine Lücke auszufüllen in ihren Bekenntnissen. Sollte dieses edle Weib voll Geist und Anmuth niemals der Liebe zugänglich gewesen sein? — War es möglich, daß einem in meinen Augen so vollkommenen Wesen bisher niemals der heitere Gott genaht?

Der Abend war so schön, so mild; durch die Erzählung war die Fürstin weich gestimmt worden und ich? — ich mußte wissen, ob sie schon jemals geliebt.

Ich wagte die Frage mit zagender Stimme. Sie sah mich mit einem himmlischen Blicke an, in welchem so viel „Trost in Thränen" lag, — dieser schöne Ausdruck fiel mir unwillkürlich ein — daß es mich heiß und kalt überlief und ich athemlos auf das nächste Wort lauschte, das sie sprechen würde.

Sie aber sprach: „Ich weiß nicht, ob es die Liebe eigentlich gewesen, die ich einst empfunden habe. Ja, ich war einem jungen Manne herzlich zugethan, meine Seele jubelte, wenn er kam und weinte, wenn er schied. Dennoch ist niemals zwischen uns von Liebe die Rede gewesen und ich weiß nicht, in welchem Grade er meine Empfindungen getheilt hat. Er hielt viel von mir, dessen bin ich gewiß, und unter anderen Verhältnissen wäre es mein süßester Wunsch gewesen, die Seine zu werden. Die Verhältnisse waren nicht darnach und ich mußte mich mit aller Kraft zusammennehmen, um

ihn nicht dem wahren Zustand meines Herzens erkennen zu lassen; ich hätte ihn vielleicht zu übereilten Erklärungen veranlaßt und wäre ein Hemmniß seines Glückes geworden. Er war jünger als ich und er sollte sich erst das Leben erobern. So beschloß ich, still zu leiden und ich habe meinen Zweck erreicht. Er ist unbeirrt vorwärts gegangen und hat das Glück gefunden, für das ich tausend Mal für ihn zu Gott gebetet habe."

Ich hätte vor der Fürstin niedersinken, ihre Knie umfassen, — ich hätte sie in meine Arme ziehen und selig an meine Brust drücken mögen. Aber gerade die Einsamkeit, in der wir uns befanden, legte mir, dieser hohen Erscheinung gegenüber, die Pflicht auf, jeden Anschein zu vermeiden, als wolle ich, unedel die Gelegenheit benutzend, unzart sein. Das wahrhaft Edle wirkt sympathisch auf seine Umgebungen. Ich nahm der Fürstin Hand und preßte sie an meine Lippen. Sie mußte fühlen, wie mir Hände und Lippen brannten. Mit ihrer gewöhnlichen Selbstbeherrschung stand sie auf und sagte freundlich:

„So, lieber Sternberg, nun hab' ich Ihnen gebeichtet, gleich wie meinem Seelsorger. Nun kennen Sie mein ganzes Leben äußerlich und innerlich und wenn wir uns morgen wieder treffen, erscheine ich Ihnen statt als Fürstin als eine alte Bekannte. Lassen Sie uns nun scheiden. Ich will nach meinen Kindern sehen

und Sie haben noch ein gut Stück Weges bis nach Hause."

Ich betheuerte ihr zwar, ich möchte gern die ganze Nacht hier an ihrer Seite sitzen und ihr zuhören, doch meinte sie lächelnd, dann sei sie viel materieller als ich, indem sie sich nach einem guten Bette sehne. „Lassen Sie uns morgen nur nicht hier sitzen!" rief sie neckend beim Abschied und verschwand im Hause.

Mir war es lieb, daß ich noch eine Strecke in der frischen Nachtluft zu fahren hatte. Bei der schaukelnden Bewegung des Wagens hing ich, in eine Ecke gedrückt, meinen Gedanken nach. Alle liefen darauf hinaus, daß die Fürstin ein Engel sei und daß Der überglücklich zu preisen, der sie vielleicht noch einst die Seine nennen dürfte.

In Neuruhe war Alles schon dunkel, nur in des Verwalters Zimmer sah ich noch Licht. Das war mir ungemein willkommen. Sogleich begab ich mich zu ihm und verabredete mit ihm eine Menge Anordnungen für den folgenden Tag. Die Front des Herrenhauses sollte, obschon sie zur Feier des Pfingstfestes ohnehin schon mit Maien geschmückt war, zu Ehren der Fürstin noch ganz besonders decorirt werden; ebenso sollten auf dem Wege nach Sielbeck von Zeit zu Zeit kleine grüne Ehrenpforten prangen; die Dienerschaft sollte bei Ankunft derselben — die ich auf die Zeit gleich nach Beendigung des Gottesdienstes festgesetzt hatte — auf

dem Hofe versammelt sein, ebenfalls mit Maiengrün bewaffnet und zu einem rechten kräftigen Hurrah bereit; kurz, ich brachte den alten, braven Verwalter durch allerlei derartige Aufträge, die ich mit einer Emsigkeit gab, als handle es sich um etwas ganz Absonderliches, wiederholt zum stillen, gemüthlichen Lächeln.

Dann begab ich mich auf mein Zimmer und — zur Ruhe? — Nein. In's Bett kam ich wohl, aber nicht zur Ruhe, und ich war nicht verdrießlich, daß ich sie nicht fand, denn das süße Halbträumen, unter dem mir die Stunden vergingen, gewährte mir eigenthümlichen Genuß. Jedesmal, wenn die Dorfglocke anschlug, dachte ich mit Entzücken, daß die Stunde des Wiedersehens abermals um soviel näher gerückt sei und ich konnte dann wieder kaum den Morgen erwarten, um selbst mit Hand anzulegen an den Vorbereitungen zum Empfange der geliebten Frau.

Der Morgen kam endlich und fand den Verwalter mit den Knechten und Mägden schon fleißig bei der Arbeit. Sobald es irgend gestattet war, eilte ich zu meinen Eltern und theilte ihnen in hastiger Rede das große Ereigniß mit. Sie lächelten still über meine Aufregung; die Mutter drohte freundlich mit dem Finger und Papa ermahnte nicht ohne einigen Spott, ich möge nur das Frühstücken nicht vergessen, denn so gewaltige Anstrengungen nähmen den Menschen mit.

Einen Wagen schickte ich voraus zur Aufnahme des

Gepäcks der Fürstin; eine halbe Stunde später folgte ich; unsere vier schönsten Rosse hatte ich lang vor eine elegante Berline spannen lassen und brausend traf der Zug in Sielbeck ein. Die Fürstin, von der Nachtruhe erquickt, von der lieblichen Morgenluft umfächelt, vielleicht von der Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, etwas aufgeregt, erschien vor dem Hause mit rosigen Wangen und, wie mir däuchte, anmuthiger als je. Hätte ich mich nicht mit aller Gewalt zusammen genommen, so wäre ich ihr um den Hals gefallen und hätte sie geküßt! —

Die holden Kinder sprangen frohlockend um mich herum, so daß ich mich kaum von ihren Liebkosungen befreien konnte; sie fanden es in diesem Lande gar zu schön, weit schöner, als in dem großen, wirren Paris oder gar im traurigen Rußland. Ich hörte alle solche Aeußerungen mit innerem Behagen.

Wie im Triumph führte ich nun meine lieben Gäste auf meiner Väter Schloß. Mama kam der Fürstin auf der Freitreppe entgegen; der Vater, der sein Zimmer nicht verlassen konnte, hatte sich dafür so gut in Positur gesetzt, wie es dem armen kranken Mann möglich war, und hatte befohlen, daß die Fürstin ersucht werden solle, sogleich bei ihm einzutreten. Mit inniger Freude bemerkte ich, daß gleich der erste Eindruck, den die Fürstin auf meine Eltern machte, ein überaus günstiger war und umgekehrt war der Fall derselbe.

Ich mag nicht in's Detail eingehen, wie wir nun die nächsten Tage verlebten. Die Mama war entzückt von der feinen Anmuth der Fürstin und vergaß sogar — ein allerhöchster Beweis ihrer großen Zufriedenheit — den Zustand ihrer Nerven; Papa konnte es kaum aushalten, wenn sie ein paar Stunden lang aus seinem Zimmer fortgeblieben war; die Kinder wurden von Allen verzogen und behaupteten jeden Tag wohl hundert Mal, nirgends sei es schöner, als auf Neuruhe.

Im Fluge war die kurze, für den Aufenthalt der Fürstin bei uns bestimmte Zeit dahin, aber Niemand mochte an ihre Abreise auch nur denken. Niemand konnte den Gedanken, wenn er sich trotzdem nicht abweisen ließ, ertragen. Und die Fürstin selbst? — Sie fand sich in solch liebevoller Umgebung und sollte sich gewaltsam herausreißen, um einer, für sie und ihre Kinder immerhin beschwerlichen Seereise entgegen zu gehen und dann ein Land wieder zu betreten, an das sie Nichts mehr fesselte. Dort empfingen sie keine Freunde, wie die, welche sie hier verlassen sollte; dort starrte ihr ein Leben entgegen, das nicht ohne Sorgen bleiben konnte, denn sie, die alleinstehende Frau, mußte sich erst wieder neue, für sie und ihre Kinder passende Kreise schaffen. Mit geheimer Angst sah sie selbst der nächsten Zukunft entgegen, verglich die blühende, freundliche Gegenwart mit der Oede der nächstkommenden Zeit und fühlte ihr Herz beklemmt. Nur ihr Pflicht-

gefühl, wie sie es nannte, die Nothwendigkeit, endlich dem Umherschweifen in fremden Landen ein Ziel zu setzen und ihren Schützlingen ein festes Heim zu gründen, trieben sie zum Aufbruch. Dennoch gab ihr Herz nur zu gern unseren vereinten Bitten nach, wenigstens acht Tage noch auf Neuruhe zu verweilen.

Und auch diese acht Tage vergingen und das Band der Freundschaft und Liebe, das uns Alle, Groß und Klein, umschloß, war nur noch inniger, noch schwerer löslich geworden. Ich fühlte mich dem Wahnsinn nahe, wenn ich an eine Trennung von der Fürstin dachte; meine Eltern hatten sie so zärtlich lieb gewonnen, daß sie sie scherzweise fast immer nur ihr Töchterchen nannten und die Kleinen, Isidora und Catinka, drohten in eine förmliche Empörung auszubrechen, wenn die Rede auf's Abreisen kam.

Die Spannung wurde beinahe unerträglich und wir fühlten Alle, daß auch die Fürstin schmerzlich kämpfte und litt. Mir lag tausend Mal das Wort auf der Zunge, die entscheidende Frage über mein Glück oder Unglück, — aber ich wagte nicht zu sprechen, denn wie sollte ich es ertragen, wenn ich die Gewißheit des letzteren erhielt? So lange der Mensch noch hoffen kann, und sei es auch nur der leise, trügerischste Schimmer von Hoffnung, den er sich vorgaukelt, — so lange hält er sich aufrecht. Ich vermochte nicht, mir diesen zu zerstören. Das Glück schien mir zu hoch,

als daß ich darnach langen dürfte, aber ich wollte im Anschauen desselben leben.

Es war am Tage vor dem zur Abreise bestimmten. Die Fürstin war wieder, wie gewöhnlich, am Nachmittage zum Vater gegangen, um mit ihm zu plaudern. Sie blieb länger als gewöhnlich bei ihm und ungeduldig und neidisch über die, wie ich meinte, mir gestohlene Zeit, rannte ich im Garten auf und ab. — Da ward ich zum Vater beschieden.

Zu meinem größten Erstaunen fand ich ihn, der sonst nur selten oder nie sein Zimmer verließ, im großen Saale am Fenster sitzen. Er blickte mit auffallend heiterem Gesicht in die Landschaft hinaus und forderte mich auf, neben ihm Platz zu nehmen.

„Lieber Hugo," sprach er, „ich habe mich an dieses Fenster bringen lassen, um von hier aus noch einmal, ja, vielleicht zum letzten Mal, einen Blick über unser herrliches Land zu werfen. Ich muß nun vielleicht bald aus diesem Paradiese scheiden, in welchem es mir und den Meinen so wohl geworden ist. Dir sollen künftig alle die Strecken gehören, über welche jetzt noch mein Blick schweift. Wirst, willst Du in diesem gesegneten Lande ebenso glücklich, ebenso zufrieden leben, wie ich es gethan? — Versprich mir das, mein Sohn!"

Ich war tief ergriffen von des Vaters Worten; so schmerzlich einerseits ihr Inhalt, so lag doch andererseits eine solche heitere Seelenruhe auf der Stirn des

Alten, daß sie fast verklärt erschien und ich mich fürchtete, sie zu trüben. Ich ergriff des Vaters Hände, drückte sie an meine Brust und sagte, wie ich zum Himmel flehen wolle, daß er den Zeitpunkt noch lange, lange hinausrücke, der mir den gütigen, stets so nachsichtigen, liebevollen Vater nehme.

Der Alte schien aber damit nicht zufrieden. „Das Wann?“ sprach er, „liegt in Gottes Hand; sterben werde ich und zwar bald — ob eine kurze Frist später oder früher, ist am Ende gleichviel; es kommt aber darauf an, wie ich sterben werde, ob zufrieden oder nicht. Du bist mein einziges Kind, Hugo, und ich werde nur zufrieden sterben können, wenn ich weiß, daß ich Dich zufrieden zurücklasse. Dann habe ich nicht umsonst gelebt und nehme das Bewußtsein mit hinüber, daß was ich gewollt und gestrebt, in meinem Geiste von Dir fortgeführt werden wird, daß mein Andenken auf diesen Gütern, die mir an's Herz gewachsen sind, unter diesen Leuten, die ich zumeist von Kindesbeinen an gekannt, noch lange fortleben wird, daß keine Fremdlinge eindringen, wo ich so gern den Segen unserer Familie erhalten hätte. Sprich offen zu mir, Hugo; hast Du noch Etwas auf dem Herzen, das Dich quält, so vertraue es Deinem Vater. Ich frage nicht umsonst. Seit einiger Zeit habe ich etwas Fieberhaftes, Unstätes an Dir bemerkt, das mich an die Zeit Deines ersten Eintritts in's Leben erinnerte,

Damals habe ich gern ein Auge zugedrückt und gedacht, daß Jugend austoben müsse, und zu meiner großen Freude kamst Du von Deinen Reisen als gesetzter Mann zurück, nahmst Dich hier treulich der Geschäfte an und ließest mich das Beste hoffen. Ich will Dir auch jetzt keinen Vorwurf machen, aber Du bekümmerst mich, denn ich sehe, daß Du nicht zufrieden bist, daß Dir Etwas am Herzen nagt. Ist es nichts Böses, mein Sohn, nichts gegen die Ehre, das Du mir verschweigen müßtest, — und ich glaube nicht, daß Du Dir solches vorzuwerfen hast, — so sprich Dich aus, damit ich ruhig sterben kann."

Es lag nichts Pathetisch-Weinerliches in der Rede des Vaters, — nein, ruhiger Ernst mit warmer Liebe gepaart. Ich hatte, da er ziemlich lange gesprochen, Muße gefunden, mich zu sammeln und war entschlossen, ihm die Wahrheit zu gestehen.

Mit dem Ausdrucke der tiefsten Empfindung, wie sie mein ganzes Herz in Aufruhr setzte, schilderte ich ihm nun meine Liebe zu der Fürstin. Ich wiederholte ihm, wie ich sie habe kennen lernen, wie ich erst durch sie, durch den Umgang mit ihr zu einer ernsteren und edleren Anschauung des Lebens gelangt sei, wie ich eigentlich ihrem Einfluß allein verdanke, daß ich mich jetzt selbst achten könne, und wie dadurch auch die Lust, der Trieb zur ernsten Thätigkeit in mir geweckt worden sei. Ich schilderte ihm mein Sehnen nach ihr und

wie ich mit Freudigkeit auf den Gütern gearbeitet habe, denn ich wußte ja, sie würde kommen und sie mußte hier Alles in schönster Ordnung finden. Jedes Werk, das ich anfaßte, begann und beendete ich mit dem Gedanken an sie. Dann malte ich dem Vater das Entzücken des Wiedersehens, sprach von ihrer geistigen und körperlichen Anmuth und dann von den herzigen Kindern, wie die mich liebten und an mir hingen.

Und nun kam ich auf den Zustand meines Gemüthes beim Gedanken an's Scheiden. Ich gestand, daß ich nicht wisse, wie ich es ertragen solle. Ich erinnerte den Vater daran, daß ich kein Jüngling sei, der in überspannter Schwärmerei an einem eingebildeten Ideale hange, — daß es sich hier vielmehr um die reellste Wirklichkeit handle, um eine Frau, der ich schon so viel verdanke, deren segensreicher Einfluß auf mich sich schon so entschieden bewährt habe und daß mir meine Trostlosigkeit wohl zu verzeihen sei, — sähe ich nun alle, alle Hoffnung schwinden.

Der Vater machte gar keine Bemerkungen und fragte nur, als ich einen Augenblick, erschöpft vor innerer Erregung, schwieg, ob ich glaube, daß auch die Fürstin mir recht von Herzen gut sei?

„— O ja," rief ich mit Bestimmtheit, — „ja, Vater, davon bin ich auf's Heiligste überzeugt. Ihre Engelsseele hat mir vertraut, hat mich ganz in ihre

wunderbaren Tiefen blicken lassen und das ist mir ein Zeichen, daß sie mich ehrt und — mir gut ist. Aber was hilft mir das Alles, — sie ist eine Fürstin, ist geistig weit über mir erhaben, — wie dürft' ich meine Augen zu ihr aufschlagen! — Ach Vater, ich bin recht, recht unglücklich und, glaube mir, nicht in knabenhafter Einbildung. Was mich beherrscht, ist ein lange durchgearbeitetes Gefühl, das mich nie verlassen wird und siehe, darum schmerzt es mich so tief, Vater, — ich kann Dir ja nicht sagen, daß ich zufrieden bin!"

„Du bist aufgeregt, mein Sohn," — sagte der Alte mit einem sonderbaren Blicke, den ich erst später verstand; geh' dort in's Speisezimmer nebenan. Da findest Du wohl Etwas zur Erfrischung. Geh', mein Sohn!"

Ja, ich war aufgeregt und daß der Vater mich in's andere Zimmer entließ, war mir sehr lieb. Ich drückte ihm nochmals die Hände mit Zärtlichkeit; Thränen verdunkelten meine Augen. Dann wandte ich mich nach jenem Zimmer.

Aber o Himmel! sah ich recht durch den Flor, der meine schwimmenden Blicke bedeckte? Dort in der halbgeöffneten Thür stand die Fürstin! — Ich blieb wie festgebannt.

„Nun, geh' doch nur hin und hole Dir die Erfrischung!" spottete der Alte.

Träumte oder wachte ich? Unwillkürlich eilte ich

mit gehobenen Armen auf die Fürstin zu, — sie breitete mir die ihrigen entgegen, — ich lag an ihrer Brust!

Ueber die nächsten seligen Stunden will ich hinweg gehen; natürlich war von der Abreise nun nicht mehr die Rede. Wie Alles gekommen, erfuhr ich, als Alles ruhiger geworden war.

Meine Eltern hatten schon lange meine Liebe zur Fürstin bemerkt, sie jedoch für nicht so gewaltig gehalten, daß sie mich ganz aus dem Gleichgewicht hätte bringen können. Davon überzeugten sie sich erst in den letzten Tagen vor der festgesetzten Abreise. — Mein Vater, in zärtlicher Besorgniß für mich, beschloß, an meiner Statt zu handeln und that dies im vorliegenden Falle um so lieber, als die Fürstin ihn vollständig bezaubert hatte und er wohl einsah, daß ich niemals eine bessere, würdigere Gemahlin bekommen könnte. Er stützte sich in seiner Berechnung auf den Umstand, daß die Fürstin selbst offenbar ungern von Neuruhe schied und mit einer gewissen Beängstigung ihren neuen Pflichten in Rußland entgegen ging.

Deshalb sprach er offen und väterlich mit ihr und sie, bei ihrem edlen, jeder Lüge fremden Charakter, verbarg ihm gar nicht, daß sie sich glücklich schätzen würde, als meine Gemahlin im Kreise einer so liebevollen Familie zu leben; sie gestand, daß sie, wenn man keine schwärmerische Leidenschaft von ihr verlange, Achtung und Neigung für mich empfände, hinreichend,

um vertrauensvoll die Meine zu werden. Sie räumte ein, daß sie, welche bis jetzt nur wenige Tage in einer Scheinehe gelebt, den Zauber trauter Häuslichkeit gar wohl entbehre und deshalb oft schmerzlich an die Zukunft denke. Sie hatte jedoch vor Allem ihre Pflicht gegen die Kinder zu erfüllen und dieser Rücksicht mußte alles Andere geopfert werden.

Mein Vater hatte ihr nun vorgestellt, daß eine deutsche Erziehung jedenfalls den Vergleich mit einer russischen aushalten könne. Entweder die Fürstin wohnte auf ihren Gütern, so mußte sie sich durch Hauslehrer kümmerlich helfen; oder sie zog nach Petersburg, so konnte sie kaum vermeiden, die Kinder in ein Institut zu geben, da für Fürstentöchter natürlich keine eigentliche Schulen existirten, ganz abgesehen davon, daß sie selbst in der Residenz eine schiefe Stellung, als eine bürgerlich Geborene, einnehmen würde.

Waren dagegen die Kinder in Deutschland erzogen, so hinderte Nichts, wenn sie herangewachsen, sie in der russischen Hauptstadt in ihrem Range entsprechenden Kreisen sicher unterzubringen, ebensogut, als wenn sie in der Provinz aufgewachsen wären. Der Vortheil war und blieb, daß sie in Deutschland bis zu erlangter Selbstständigkeit unter dem Auge der Mutter gehalten werden konnten und wahrscheinlich unbefangener, reiner

und gutgearteter blieben als drüben, wo sie so manchen fremden, nicht abzuwehrenden Einflüssen ausgesetzt sein müßten.

Das Alles sah die Fürstin ein und aus dem Munde meines Vaters, den sie als einen erfahrenen und als Ehrenmann verehrte, klang es ihr überzeugend. Zudem war ihr die Gewinnung dieser Ueberzeugung ja so lieb und dennoch durfte sie den beängstigenden Gedanken an egoistische Selbsttäuschung zurückweisen, da Vaters Ehrenhaftigkeit ihr Bürgschaft leistete.

An meiner Liebe zweifelte sie freilich nicht, und doch sprach sie in dieser Hinsicht einiges Bedenken aus. Ich hatte ihr nie von Liebe gesagt und wenn sie diese Zurückhaltung, einerseits anerkennend, auf die Wirkung meines Zartgefühls schob, so konnte sie doch auch wieder den Gedanken nicht ganz zurückweisen, ob meine Liebe nicht vielmehr eine mehr verehrende, bewundernde, platonische sei und sie bemerkte dem Vater ganz offen, er möge wohl beachten, daß sie ein paar Jahre älter als ich und lange über die frische Blüthe der Jugend hinweggeschritten sei.

Um über dies letzte Bedenken, auf welches der Vater ihr aus naheliegenden Gründen keine concrete Antwort geben mochte, ganz unparteiisch in's Reine zu kommen, ward jene Scene verabredet, für welche der Vater sich ganz einfach erbot, mich gesprächsweise zu

Aeußerungen über sie zu veranlassen, während verabredet war, daß sie im angrenzenden Speisesaal unsere Unterredung belauschen dürfe.

Welch' ein glückliches Resultat dies, von meinem Vater freilich etwas listig ersonnene Abkommen hatte, wißt Ihr bereits.

Es wurde nun im Familienrathe, dem natürlich auch die, von der neuesten Wendung der Dinge ganz entzückte Mutter beiwohnte, beschlossen, daß die Verlobung in den nächsten Tagen, sobald die gehörigen Anordnungen dazu ausgeführt, — die Hochzeit einige Wochen vor Michaelis auf Neuruhe stattfinden solle. Die Fürstin durfte meine Eltern nicht mehr verlassen, ich dagegen übernahm es, inzwischen statt ihrer nach Rußland zu reisen und, mit ihrer Vollmacht versehen, mit ihrem Verwalter, der überdies ihr Schwager war, alle laufenden Geschäfte, sowie die veränderten Arrangements für die Zukunft zu treffen.

Das Uebrige läßt sich mit wenig Worten sagen. Ich reis'te fort, kam wieder, heirathete meine angebetete Fürstin und preise mich im Besitz des besten, edelsten Weibes als den glücklichsten Mann. Ja, unser Glück ist so groß, daß es, sympathisch um sich wirkend, eine verjüngende Kraft übt. Mein lieber Papa, der schon damals vom Sterben sprach, ist im Verkehr mit seiner vergötterten Schwiegertochter ordentlich wieder

aufgelebt und erfreut sich noch jetzt, nach vier Jahren, mit hellem Geist des Wohlergehens seiner Kinder!"

* *
*

„Eigentlich wäre ich jetzt mit meiner Geschichte zu Ende," sagte Hugo Sternberg, „aber" setzte er hinzu, sich an Gerber wendend, „nun bekenne mir aufrichtig, Martin, ist Dir in meiner Erzählung Nichts aufgefallen, was ganz besonders Dich interessirte?"

„Allerdings," erwiederte Martin, — „ich habe es interessant gefunden, daß wir Beide demnach unser Glück Rußland zu verdanken haben. Komm, laß uns anstoßen auf das Land, das trotz Winter und Schnee so holde Liebesblüthen erzeugt!"

„Halt!" ließ sich hier plötzlich die tiefe, wohllautende Stimme August Barendorf's, des Dritten in unserem Freundesbunde, vernehmen. „Halt, Martin! Ich habe in Sternberg's Lebensgeschichte die Güte des Himmels erkannt, der des Menschen Wege oft wunderbar führt. Vollende denn, Hugo, sprich das Wort nur und siehe, wie Du unsern Freund auf's Höchste erfreuen wirst."

„Welches Wort?" fragte Martin Gerber verwundert.

„Ach, ich vergaß," sagte Hugo schelmisch, indem er Barendorf zunickte, „ich vergaß, glaube ich, Euch im

Laufe meiner Geschichte den ganzen Namen meiner Gemahlin zu nennen. Er lautet vollständig:

Olga Sternberg,
verw. Fürstin Pantin,
geb. Pagenstecher."

Als Martin diesen Namen hörte, prallte er erst einen Schritt zurück und riß die Augen weit auf. Dann schrie er: „Wie, — was, — Olga, Dein Weib!" und mit Hast stürzte er auf Sternberg zu, herzte und küßte ihn und sprang darauf im Zimmer wie toll umher. Seine verschiedenen Exclamationen der Freude waren so mannigfach, daß wir sie hier nicht registriren können, aber aus allen ging hervor, wie glücklich es ihn mache, auf so glänzende Weise über das Schicksal seiner Jugendfreundin beruhigt zu werden, an welcher seine Gedanken so viele tausend Mal trüb und wehmüthig gehangen. Endlich mußte er sich aber doch insoweit beruhigen, daß er sich wieder zu den Freunden setzen konnte, die ihm inzwischen mit stillem Vergnügen zugesehen hatten. Jetzt fiel dem ganz confus gewordenen Martin plötzlich Etwas ein:

„Aber sage mir um's Himmelswillen, bester, goldner Hugo," — rief er, — „dann mußt Du ja auch von den Andern wissen, was aus den Geschwistern geworden ist." — —

„Allerdings," antwortete Sternberg lächelnd, — „ich warte nur, bis Du wieder vernünftig geworden.

Du hättest mich noch soeben mit Deiner Umarmung fast erdrückt und in solche Lebensgefahr begebe ich mich nicht gern zum zweiten Mal. Umarmst Du Deine Anna auch immer so resolut? Das sollte mich dauern."

„Ach, ich flehe Dich an," — entgegnete Martin ungeduldig, — „laß jetzt die schlechten Witze; Du bist ja solch' ein prächtiger Junge, weil Du die Olga geheirathet hast. Aber nun flink, flink, erzähle."

„Nun," sagte Sternberg gravitätisch, — „also zunächst die Freundschaft. Du hast vielleicht noch nicht ganz vergessen, daß Du einen Freund gehabt hast, der sich Gregor Eibenstorff nannte und der Dir sogar einmal das Leben gerettet haben soll, he?"

„Ich bitte Dich, Hugo, laß die Weitläufigkeiten, Du siehst ja, ich ersticke."

„Und Du hättest mich beinahe erwürgt, — das gleicht sich auf ein Haar aus. Nun, dieser Gregor ist mein Schwager und wenn Herr Martin Gerber nur ein wenig genau meiner Erzählung gefolgt wäre, so müßte er jetzt schon herauscombinirt haben, daß der Verwalter auf der Fürstin und der Kinder Gütern Niemand anders ist, als sein Freund Gregor Eibenstorff, weiland Ingenieur-Inspector in kaiserlichen Diensten. — Nein, Martin, unterbrich mich nun nicht mehr mit Deiner liebenswürdigen Heftigkeit, ich will ruhig weiter berichten. Wie gesagt, auf Olga's Bitte

hat Gregor den Staatsdienst quittirt und ein= für allemal jene sehr ausgedehnten Güter übernommen. Er hat aber noch mehr gethan, er hat Olga's ältere Schwester Maria geheirathet, aus Mitleid, wie er anfangs in seiner bekannten, frivolen Scherzweise sagte, aber er hat bewiesen, daß er sie auch im Ernst recht lieb haben und glücklich machen kann. Du erinnerst Dich von früher, daß er überhaupt ein Freund der etwas leidenschaftlichen Charaktere war. Denke nur an Eure Gespräche über die schöne Judith Ephraim. Maria schreibt an ihre Schwester die überschwänglichsten Briefe, sie vergöttert ihren Mann und soll, wie wir von der andern Seite hören, indem sie viel von ihrem unstäten Wesen nachgelassen, eine rasche, umsichtige, tüchtige Hausfrau geworden sein, die schon zwei kleine Mariechen um sich spielen sieht mit ebenso kleinen, runden, glänzenden Aeuglein, wie ihre Mama sie hat."

„Und die andern Geschwister?" konnte Martin sich in seiner Ungeduld nicht enthalten, dazwischen zu fragen.

„Alexandra ist ganz gut an einen Kaufmann in Moskau verheirathet, Helene noch bei ihrer Schwester Maria und Schwager Gregor. Von den beiden jüngeren Brüdern hat der ältere eine hübsche Anstellung bei der Regierung, der andere ist Offizier in der Armee. Von Beiden hören wir nur Gutes."

„Und Wassili?" — Martin wagte kaum, nach ihm zu fragen. Sternberg's Stirn verdüsterte sich ein wenig. „Von Wassili haben wir trotz aller Nachforschungen niemals Etwas wieder gehört. Des Vaters Segen, den Olga für ihn bereit hält, hat ihn nicht erreichen können."

„Und er soll es doch!" fuhr hier plötzlich Barendorf's gewaltige Stimme dröhnend dazwischen. Sogleich aber, als die Anderen ihn betroffen ansahen, besann er sich und sprach mit ernster Stimme:

„Verzeiht, und achtet heute nicht darauf, was ich gesagt habe. Ich bin zu bewegt. Ich möchte niederknieen und anbeten, denn ich habe Gottes Barmherzigkeit in ihrer Fülle geschaut. Lasset uns morgen noch ein Mal zusammen kommen. Ich habe Euch nicht viel zu sagen, aber ich will Euch zeigen, daß Seine Gnade ohne Grenzen ist."

* * *

Lange vor der gewöhnlichen Zeit trafen am folgenden Tage Martin Gerber und Hugo Sternberg zusammen, denn was hatten diese beiden Freunde sich nicht Alles zu erzählen, was hatte namentlich Letzterer Alles zu fragen, seit er erfahren, daß Hugo der Gemahl von Olga Pagenstecher war! Um die festgesetzte Stunde erschien dann aber auch pünktlich August Barendorf

und wir sehen die Drei nun wiederum traulich zusammen im Raths-Weinkeller sitzen.

Während die beiden zuerst Gekommenen sich schon in ihrem Aeußeren als frische, lebenslustige Männer geltend machten, zeigte Barendorf ein weit ernsteres, gehalteneres Wesen. Er war ziemlich lang und hager, sein Haar war tiefschwarz und kraus und sein Blick hatte zugleich etwas Forschendes und Gebietendes. Den starken, aber angenehmen Klang seiner Stimme haben wir schon erwähnt und seine ganze Erscheinung ließ auf einen Mann schließen, der geistig viel gelitten und gekämpft hatte, der aber gewohnt war, durch die Energie seines Willens zu siegen und über Andere zu herrschen.

Nicht Gewaltthätigkeit lag in seiner Art, sondern feste, gediegene, auf Nachdenken und Ueberzeugung gegründete Ruhe und nimmt man alles Gesagte zusammen, so muß man zugeben, daß jedenfalls etwas Bedeutendes in seinem Auftreten lag.

Bisher hatte er wenig gesprochen und auch heute wiederholte er zum Voraus, daß er sich sehr kurz fassen werde.

„Ueber die ganze erste, mehrere Jahre begreifende Zeit nach meinem Abgang von der Schule brauche ich nur ein paar Worte zu sagen," sprach er in langsamer Rede. „Ich besuchte verschiedene Universitäten, ohne besonderen Ereignissen zu begegnen, promovirte als

Doctor med. et chirurg. und ließ mich als practicirender Arzt in einer Mittelstadt Holsteins nieder, deren Name hier Nichts zur Sache thut. In kurzer Zeit hatte ich eine recht hübsche Praxis und da ich selbst nicht ohne einiges Vermögen bin, so läßt sich denken, daß ich auch in geselliger Hinsicht ein sehr viel begehrter Gegenstand ward, besonders in Häusern, in welchen sich heirathsfähige Töchter befanden. Ich war auch keineswegs abgeneigt, mich zu verehelichen, hatte aber im Stillen schon meine Wahl getroffen. Als Hausarzt bei einem Fabrikanten, der zwar nicht in dürftigen Umständen lebte, aber doch bei einer Familie mit sechs Kindern genug Sorgen hatte, um anständig durch die Welt zu kommen, hatte ich dessen zweite Tochter Elise kennen und lieben gelernt und nachdem ich sie in bestimmter Absicht eine Zeit lang genau beobachtet hatte, hielt ich bei ihren Eltern um sie an.

Mein Antrag fand von dieser Seite eine äußerst schmeichelhafte und freundliche Aufnahme, doch schon am folgenden Tage kam der Vater mit ebenso verlegener als bestürzter und verdrießlicher Miene zu mir. Elise hatte sich bestimmt geweigert. Sie hatte erklärt, daß sie mich achte und ehre und unter anderen Umständen mit Freuden meine Gattin geworden wäre; sie habe sich jedoch heimlich mit einem jungen Kaufmann, Namens Georgi, der längere Zeit im Städtchen conditionirt und vor einiger Zeit nach Melbourne in

Australien gegangen sei, verlobt und könne und werde ihm die Treue nicht brechen. Georgi habe versprochen, in einigen Jahren wieder zu kommen und sie dann heimzuführen.

Ich konnte des Mädchens Entschluß, dem Geliebten treu zu bleiben, nicht tadeln, obgleich ich es als einen Fehler von ihrer Seite ansah, daß sie dies Verhältniß hinter dem Rücken ihrer Eltern geschlossen. Vielleicht hatte indeß die Furcht sie dazu veranlaßt, man würde ihnen entgegen gewesen sein, denn Verlöbnisse auf eine so unbestimmte Zukunft hin müssen natürlich Eltern, die es irgend aufrichtig mit ihren Kindern meinen, bedenklich machen.

Weit entfernt, durch fortgesetztes Drängen das arme Mädchen noch mehr zu belästigen, suchte ich vielmehr die Eltern zu beruhigen und zu versöhnen, gab aber selbst vorläufig alle ferneren Heirathsideen auf. Elise wußte natürlich, daß ich von Allem unterrichtet war; in meiner ärztlichen Stellung konnte ich nicht vermeiden, öfter ihr Haus zu betreten und ihr zu begegnen; ich richtete mein Benehmen gegen sie so ein, daß sie sich nicht bedrückt fühlen konnte und hatte die Freude zu bemerken, wie sie mir in ihrer stillen Weise mit herzlicher Dankbarkeit dafür lohnte.

Elise war überhaupt ein zartes, stilles, weiches Gemüth, voll Gedanken und Empfindung, eine jener Frauenseelen, die mehr ein innerliches als äußerliches

Leben führen. Gerade diese Eigenschaft hatte sie mir so lieb gemacht, denn ich hasse Nichts mehr, als Weiber, die sich mit Unruhe, Heftigkeit und Geräusch breit machen.

Nach etwa einem Jahre verfiel Elise in eine schwere Krankheit und ich bemerkte auf den ersten Blick, daß die Zerrüttung ihrer Nerven durch irgend ein Ereigniß herbeigeführt sein müsse, das erschütternd auf sie eingewirkt habe. Es wurde mir von Seiten der Eltern denn auch gar kein Geheimniß daraus gemacht, ja mit einer Art triumphirender Freude erzählten sie mir, daß die Nachricht eingetroffen, Georgi sei in Australien gestorben.

Diese Freude, neben dem Krankenlager der Tochter, empörte mich und mit um so wärmerer Sorgfalt wandte ich mich der armen schwergeprüften Patientin zu. Sie empfand mein Betragen im Gegensatz zu dem ihrer Eltern. Nach und nach erholte sie sich, wenn auch langsam; doch blieb sie fortan nervös.

Ein Jahr war wiederum verstrichen und sie hatte selbst mehrere Male, in wehmüthiger Erinnerung, von ihrem dahingeschiedenen Freunde mit mir gesprochen; ich war ihr einziger Vertrauter geworden, denn sie empfand nur zu wohl, daß sie bei den Ihrigen auf kein Mitgefühl traf. Da wagte ich es einmal wieder, leise auf meine früheren Hoffnungen anzuspielen. Sie

reichte mir ihre Hand, indem sie mich durch Thränen anblickte und sagte:

„Ich könnte Ihnen nur noch ein halbes Herz bieten, lieber Doctor, und Sie haben Ansprüche auf ein ganzes, frisches und fröhliches. Sie täuschen sich, wenn Sie mit mir jetzt noch das Glück zu finden hoffen, das ich Ihnen ja von ganzer Seele gönne."

Diese einfachen Worte waren mir genug. In wenigen Monaten war die sanfte Elise meine Frau.

Mehrere Jahre vergingen; sie beschenkte mich mit zwei reizenden Kindern; wir waren überaus glücklich und der Schatten Georgi's schwebte wie der eines geschiedenen, lieben Freundes, nicht wie ein drohendes Gespenst, durch unsere Erinnerung. —

Eines Tages war ich in Geschäften auf's Land gefahren und kam erst spät am Abend wieder nach Hause. Ich bemerkte sogleich eine auffallende Unruhe in demselben, eilte zu meiner Frau und fand sie auf ihrem Bette in Krämpfen liegen. Die Dienstboten waren völlig consternirt, die Kinder schrieen, — es mußte Etwas vorgefallen sein. Zunächst sorgte ich natürlich für Elisen, deren Zustand der Art war, daß sie vor allen Dingen der äußersten Ruhe bedurfte; dann forschte ich bei den Leuten nach der Ursache der Verwirrung.

Ich erfuhr nun, daß ein fremder Herr dagewesen und lange mit der Frau Doctorin allein gesprochen

habe. Es sei strenge verboten worden, sie zu stören, doch habe man aus dem Zimmer zuweilen lautes Reden und dazwischen Weinen vernommen. Endlich sei der Herr fortgegangen und als Frau Doctorin noch immer Nichts von sich habe hören lassen, sei das Dienstmädchen hinein gegangen und habe ihre Herrin in Krämpfen auf dem Boden, neben dem Sopha, liegen sehen. —

Wer war das? — Wer konnte das gewesen sein? Ich sann hin und her und konnte dennoch zu keinem Resultate kommen, als mir aus dem Gasthofe ein kleines versiegeltes Billet gebracht wurde; es lautete:

„Herr Doctor! — Wir sind Alle schändlich betrogen worden. Man hat Elisen meinen Tod vorgespiegelt, um sie Ihnen zuzuführen. Ich kam her, um meine Rechte an sie geltend zu machen und fand sie unter Ihrem Namen. Ich mußte Elisen sprechen, um mich von ihrer Unschuld zu überzeugen und letzteres habe ich vollständig gethan. Auch Ihnen kann ich weder einen Vorwurf machen noch zürnen. Heute habe ich abermals erkannt, welchen Schatz Sie an diesem edlen Weib besitzen; tragen Sie den Engel auf den Händen, denn er verdient es wie keiner. — Ich bin, wenn Sie diese Zeilen empfangen, seit einer Stunde abgereis't, auf Nimmerwiederkehr. Ich reise mit dem morgen abgehenden Schiffe „Arctic" vorläufig von Hamburg nach New-York.

Diese Erklärung glaubte ich Ihnen, Herr Doctor, schuldig zu sein, für den wahrscheinlichen Fall, wenn Sie in Elisen's Stimmung etwas Gedrücktes finden sollten. Ich wiederhole, wir Alle sind schändlich betrogen, aber wir wollen ehrenhaft bleiben, wie auch das Herz bluten möge. Georgi."

Mich traf dieses Ereigniß wie ein Blitz aus heiterer Höhe. War der Betrug absichtlich gespielt worden, von den Eltern Elisens in schnöder Berechnung? — Ich mußte mir leider gestehen, daß ich sie nicht ganz unfähig dazu hielt. Aber das war vorerst Nebensache; an mein armes, armes Weib mußte ich jetzt denken, an die arme Betrogene, die kaum überwunden hatte, um zu neuem Leben, neuer Freudigkeit aufzublühen, deren Nerven kaum begonnen hatten, sich einigermaßen zu beruhigen und die nun ein so unerwarteter, furchtbarer Schlag treffen mußte! Ich kannte ihre Constitution, ihre geistigen und körperlichen Kräfte, — ich konnte mir nicht verhehlen, daß vielleicht ihr Leben in Gefahr schwebe.

Was ärztliche Kunst vermag, wandte ich an, um meine geliebte Gattin zu retten und auch diesmal gelang es mir nach langen, bangen Wochen, sie auf den Weg der Genesung zu führen. Ich hielt es für das Gerathenste, ihr, als sie erst wieder etwas Muth und Kraft gesammelt hatte, vertrauensvoll den Brief Georgi's zu zeigen, damit auch kein Wölkchen des Mißtrauens

oder des Zweifels zwischen uns bliebe. Sie weinte still an meiner Brust und es schien, als ob der Himmel seinen Segen gäbe und auch diesmal die Catastrophe glücklich vorübergehen solle.

Daß Elisen's an sich stilles Wesen nun noch stiller, träumerischer geworden, fand ich sehr natürlich; ruhig ließ ich sie gewähren und verließ mich auf die einzige Trösterin in solchen Dingen, auf die Zeit. Ach, sie sollte eine noch furchtbarere bringen.

Mehrere Wochen vergingen. Eines Morgens saßen Elise und ich beim Frühstück, als die Zeitungen gebracht wurden. Ich griff zuerst nach einigen medizinischen Heften, auf die ich schon gewartet hatte, vertiefte mich in dieselben und achtete nicht weiter auf meine Frau, die inzwischen die Hamburger Börsenhalle las. Plötzlich stieß sie einen gellenden Schrei aus und schlug vom Stuhl auf den Boden nieder. Ich sprang entsetzt hinzu, hob sie auf und sah, wie das Blut aus einer großen Wunde, die sie sich gefallen, von ihrer Stirne rann. Eiligst rief ich nach Hülfe, brachte sie zu Bett, — sie phantasirte heftig. Abermals blieb sie wochenlang krank und als sie genas — war sie wahnsinnig!

In jener Zeitung hatte gestanden, daß der „Arctic" mit Mann und Maus zu Grunde gegangen sei. Die Namen der verunglückten Passagiere waren aufgeführt und unter ihnen befand sich der Georgi's.

Meine Frau kannte weder mich noch ihre Kinder;

theilnahmlos saß sie in einer Ecke des Zimmers, hielt die Hände gefaltet und starrte in ihren Schooß. Zuweilen sang sie mit leiser, leiser Stimme ein kleines Lied aus ihrer Kinderzeit; zuweilen flüsterte sie den Namen Georgi und dann war es, als ob ein milder Strahl über ihr Antlitz flog; aber jedesmal zuckte unmittelbar darauf ein Schauer durch ihre Glieder, als ob sie einen tiefen Schmerz im Herzen fühle. Es war ein wehmüthiges, ein jammervolles Bild!

Und als ich das so täglich ansah, fühlte ich mich wunderbar ergriffen. Ich dachte an die vielen, vielen Unglücklichen, die unverschuldetes Weh in gleiche Lage gebracht. Ich dachte an die armen Wahnsinnigen, die überall herumsitzen, oft ohne genügende Hülfe. In meinen Studien hatte ich mich früher schon eingehend mit der Behandlung solcher Leidenden beschäftigt. Meine Praxis widerte mich überhaupt jetzt an; der Arzt soll in die Häuser, in die er tritt, ein freundliches, heiteres, tröstendes Gesicht mitbringen, denn dadurch allein schon bannt er manche ängstliche Sorge. Wie hätte ich mich jetzt heiter und trostbringend zeigen sollen, da ich doch selber des Trostes so sehr bedurfte!

Da faßte ich einen Entschluß, der nach und nach bis zur Entschiedenheit in mir gereift war. Ich gab meine Praxis auf und gründete eine Irrenanstalt.

Gott hat mein Bemühen gesegnet und ich habe im Laufe der Jahre manchen Unglücklichen gerettet, dem

Leben und der Familie wieder gegeben. — Meine Elise blieb, wie sie war. —

Vor zwei Jahren etwa brachte mir ein fremder Mann, ein reicher Kaufherr aus St. Louis in Amerika, einen Freund, einen ehemaligen Freund, den er nach langer, langer Trennung in ganz versunkenem Zustande wiedergefunden hatte. Derselbe hieß Brandoff — ja, Freunde, horcht nur auf, — er hieß Brandoff und ist derselbe, den Du, Martin Gerber, im Städtchen Grodno unter so traurigen Umständen getroffen hast.

Wie ich später erfahren, ist seine abscheuliche Frau, die Signora, als sie ihn einst wieder in eifersüchtigem Paroxismus verfolgte, eine Treppe hinabgestürzt und hat beim Falle das Genick gebrochen, — ein würdiges Ende für ein Leben, wie sie es geführt! — Die Gesellschaft Wirinski's hat sich bald hernach aufgelös't und Brandoff gelangte, mit seiner Geige von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt ziehend, endlich wieder nach St. Petersburg, wo er noch Unterstützung von alten Freunden zu finden hoffte. Aber Wenige traf er nur noch an und diese Wenigen schämten sich seiner und speis'ten ihn mit einem armseligen Almosen ab. So fristete er, in den gemeinsten Kneipen spielend, ein jammervolles Dasein, bis ihn einst zufällig auf der Straße jener Freund traf und mit sich nahm.

Brandoff war entschiedener Trinker, der nur wenige

lichte Augenblicke hatte; in solchen aber erkannte er vollständig die ganze Tiefe seiner Verkommenheit, doch gestand er unter Thränen ein, daß er sich selbst nicht mehr beherrschen könne. Wie ein gehorsames Kind folgte er indeß den Anordnungen seines Freundes, der es vor Allem für gerathen fand, ihn in ganz neue Umgebungen zu versetzen. Er brachte ihn daher mit nach Deutschland, und Brandoff hatte selbst dagegen Nichts, daß er ihn in meine Anstalt gab, wo er unter reichlicher und rücksichtsvoller Pflege, zugleich aber auch unter strenger Controle gehalten werden sollte.

Ich fand schon nach wenig Wochen, daß bei diesem Manne durchaus die Hoffnung auf Besserung noch nicht verloren sei. Unter zweckmäßiger Abstufung entwöhnte ich ihn zuletzt gänzlich vom Genusse der Spirituosen; sein Geist wurde wieder frei und nur eine tiefe Schwermuth, die ihn nie verlassen wird, blieb zurück und machte ihn menschenscheu. Er ist mir jetzt in meiner Anstalt in vielen Dingen behülflich und hat mich flehentlich gebeten, ihn bis an seinen Tod, den er selbst nicht fern mehr glaubt, bei mir zu behalten. Ich würde ihm dies gern zugesagt haben, auch wenn er mir nicht den Dienst geleistet hätte, für welchen ich ihm ewig dankbar sein werde.

Brandoff wurde, seit er gänzlich wieder hergestellt, an manchem einsamen Abend mein Gesellschafter; theils

ist er wirklich ein Mann von Bildung und von reicher, jedenfalls vielseitiger Erfahrung, — theils interessirt mich sein in der That prachtvolles Geigenspiel in hohem Grade. Es konnte nicht fehlen, daß unser Gespräch oft auch den Gegenstand betraf, der meine Seele ja am meisten und sorgenschwersten beschäftigte, auch meine arme Elise. Brandoff ließ sich ihren Zustand genau beschreiben und ich willigte selbst ein, daß er sie in's Geheim beobachtete. Er hatte auch auf diesem Gebiete in Rußland mancherlei Beobachtungen gemacht und kam mir eines Tages mit dem Plane, an die kleinen Lieder, die sie manchmal sang, einen Versuch anzuknüpfen, sie aus ihrer Lethargie zu erwecken.

Es wurde ein kleines Zimmer neben der Wohnstube meiner Frau eingeräumt, so daß man sie von ersterem aus unbemerkt beobachten konnte. Hierher begab sich Brandoff öfter und spielte kleine, sanfte, nicht angreifende Melodien, wodurch sich Elise nach und nach an die Klänge der Musik gewöhnte. Als dies einige Monate gedauert, wagte Brandoff, wenn sie gerade eines ihrer Liedchen sang, dies auf zarte, schonende Weise zu begleiten. Sie schien aufmerksam zu werden, ohne sich zu ängstigen; vielmehr begann sie allmählig lauter und öfter zu singen und wenn die Begleitung schwieg, kam es uns vor, als werde sie unruhig und suche nach Etwas, das ihr fehle.

Diese Erfolge machten Brandoff kühner; er ging von der einfachen Begleitung zu Variationen des Thema's über; später gab er selbst Lieder an, von denen ich wußte, daß sie sie kannte und sie sang sie nach. Sie kauerte nicht mehr so traurig starr im Winkel, sie ging wieder öfter im Zimmer umher, sie schien am Dasein wieder Theil zu nehmen. Brandoff fuhr unermüdlich fort und ging endlich zu frischeren, dann zu freudigen Melodien über und wir sahen Bewegung in ihr Antlitz kommen; bald weinte sie leise vor sich hin, bald lächelte sie wie ein glückliches Kind.

Ihre Wärterin war erstaunt über die Veränderung, die mit ihr vorging. Sie hatte sogar wieder gesprochen, hatte gefragt, wer denn so schöne Musik mache. Natürlich war die Frau für solche Frage instruirt und antwortete demgemäß einfach: „Es geschieht, um Ihnen Freude zu machen.“

„Freude? Freude?“ hatte Elise traurig sinnend geantwortet; — „woher sollte die kommen. Gieb mir Bücher, ich will zuweilen lesen.“

Das war wieder ein großer Fortschritt. Mich erkannte sie indeß noch immer nicht, außer ihrer Wärterin Niemand, und sie that auch niemals eine Frage, wo sie sich befände.

Ich kam nun auf den Gedanken, ihr in die Bücher, die ich ihr zukommen ließ, zuweilen geschriebene Lieder

zu legen, erst von fremder, dann von meiner eigenen Hand. Letztere hatte sie lange betrachtet und die Wärterin fand sie vor Elisens Platze, an dem sie gewöhnlich saß; sie hatte sie selbst dorthin gelegt. Endlich wagte ich, einige Zeilen der Liebe direct an sie zu richten. Bald nachdem sie diese empfangen, mußte Brandoff im Nebenzimmer einige Melodien spielen, von denen wir wußten, daß solche sie besonders heiter stimmten. Dann trat ich, wie von ohngefähr, zu ihr ein. Sie sah mich lange, wie sich besinnend, an, reichte mir die Hand und sagte lächelnd: „August!"

O wie mich dieses Wort beseligte! Aber ich hütete mich, stürmisch zu werden; ich redete freundlich mit ihr, im ganz gewöhnlichen Tone, um sie nicht aufzuregen und ich that wohl daran. Sie war noch lange nicht kräftig genug, um irgend eine gewaltsame Aufregung zu vertragen.

Von Zeit zu Zeit war sie wieder Tage lang ganz theilnahmlos, aber ihre hellen Augenblicke wurden häufiger und dauernder. Jetzt kennt sie mich und auch ihre Kinder schon wieder, doch von Dem, was geschehen, hat sie keine bestimmte Vorstellung; jedes ernste Gespräch mit ihr muß vermieden werden, aber sie ist doch nicht mehr wahnsinnig! Und wenn mir der gute Gott seine Hülfe ferner schenkt, o so hoffe ich, daß ich sie noch ganz herstellen, daß ich mir mein

theures Weib, meine Elise, meinen Kindern ihre Mutter wiedergeben werde!

* *
*

Doctor Barendorf machte eine Pause. Er athmete tief auf, wie um neue Kraft zu sammeln; dann begann er wieder:

„Ihr seht, lieben Freunde, wie der Herr selbst ein scheinbar ganz verlorenes Geschöpf, wie Brandoff war, als Martin Gerber ihn kennen lernte, — wie der Herr eine solche Creatur noch ausersehen kann, auf Erden unendlich Gutes zu stiften. Mittelbar durch Brandoff habe ich meine theure Elise aus den Finsternissen der Geisternacht retten können. Aber der Herr hat, indem er mir diesen armen Musiker zuführte, noch ganz anderen Segen in seiner Weisheit beschlossen gehabt. Seht, Er hat diesen Weg gewählt, damit auch vom Haupte eines Sohnes der unverdiente Fluch des Vaters genommen werden solle. Der Mann, der nach langer Irrfahrt, langen Kämpfen zu Reichthum und Glück gelangte und dann in seine Heimath wiederkehrte, in seine Vaterstadt, um Eltern und Geschwister aufzusuchen; der Niemand, Niemand mehr fand, die Eltern todt, die Geschwister in alle Welt zerstreut, und nur den Fluch auf seiner bleichen Stirn als einzige Erinnerung an eine längst vergangene Jugendzeit mit

sich herumträgt, — es ist Olga's Bruder, Wassili Pagenstecher!" —

— Die Freunde waren erschüttert; Keiner wagte Barendorf zu unterbrechen, der in gewaltiger Bewegung weiter sprach: —

„Ja, es ist Wassili Pagenstecher, der reiche Mann in St. Louis, der bei allen Gütern der Welt, die ihn umgeben, noch immer tief gebeugt unter dem Fluche des Vaters seufzt. In seiner Brust wohnt die Barmherzigkeit, und sie trieb ihn, sich seines alten Freundes zu erbarmen; er wußte nicht, daß er sich selber durch diese Edelthat zum höchsten Glücke helfen sollte. Jetzt wißt Ihr ihn zu finden, Hugo, Du und Deine Gattin. O laßt uns nun nicht säumen, Freunde, laßt uns morgen aufbrechen mit dem Frühesten, ein Jeder an sein Werk. Du hast die schönste Pflicht, Hugo Sternberg, Deiner Frau die Kunde zu bringen vom wiedergefundenen Bruder, dem sie die größeste Wohlthat auf Erden zu bringen vermag. Du, Martin, hast ein Stück Seelenruhe gewonnen, — Du bist beruhigt über das Schicksal Deiner geliebten Jugendfreundin und auch Dein Gregor ward Dir wieder; ich selbst eile zurück in mein noch trübes Haus, über dem aber schon mit tröstlichem Schimmer die Hoffnung zu dämmern beginnt, denn das, was ich hier erfahren und erlebt, hat mich wunderbar im Glauben an des Höchsten Gnade gestärkt und ich fühle, ich

weiß jetzt, daß auch meine Elise wieder mit klarem Geist zur Freude des Lebens wiederkehren wird!

Segnet darum mit mir die Stunde, die uns zusammenführte und solche Resultate lieferte, und vereint oder getrennt und noch in spätester Zeit, wenn auch schon der Schnee des Alters unsere Scheitel deckt, lasset sie uns heilig halten, die uns Gottes Fügungen so gnädig offenbarte, uns — den drei Freunden!"